

# **Jahrbuch**

für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay

Herausgegeben vom

Verein für Geschichte und Kultur  
der Mennoniten in Paraguay

10. Jahrgang 2009

Umschlaggestaltung: Rendi Klassen, Grafil S.R.L.

Satz: Gundolf Niebuhr

Korrektur: Michael Rudolph/Jakob Warkentin

Druck: Imprenta Litocolor, Asunción

**Jahrbuch 2009**  
**für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay**

**Schriftleitung:**

Dr. Jakob Warkentin	<jwarken@tigo.com.py>
Gundolf Niebuhr MA.	<gundolfn@gmail.com>
Dr. Hans Theodor Regier	<theodor@rieder.net.py>

**Internet: [www.menonitica.org](http://www.menonitica.org)**

Der Deckel dieser Ausgabe des Jahrbuchs für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay zeigt die Frontansicht des neuen Versammlungsgebäudes der Gemeinde „Centro Familiar de Adoración“ in Asunción, wo diesmal die Vollversammlung der MWK stattfand.

*Das Jahrbuch der Mennoniten in Paraguay ist eine Publikation mit wissenschaftlichem und kulturellem Charakter, die sich mit dem Leben der Mennoniten Paraguays und ihrer wechselseitigen Beziehungen zur Umwelt befasst. Es wird herausgegeben vom Verein für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay. Der Bezugspreis beträgt 35.000 Gs. im Inland, 15 US\$ für Leser im Ausland.*

## Inhaltsverzeichnis

<b>VORWORT</b> .....	<b>5</b>
NANCY HEISY	
DIE LIEBE GOTTES UND DAS LEBEN DER GEMEINDEN .....	9
CHRIS MARSHALL	
GEMEINSAM AUF DEM WEG JESU CHRISTI .....	19
KATHARINA NEUFELD	
MENNONITEN IN DER SOWJETUNION 1930-1990 .....	27
HEINZ D. GIESBRECHT	
DER EINSATZ DES MCC IN PARAGUAY VON 1930 BIS 1980 .....	53
CARLOS ROMERO	
MENNONITISCHE ERZIEHUNG UND BILDUNG: WARUM UND WIE? .....	79
JAKOB WARKENTIN	
WERTEWANDEL IM BILDUNGSWESEN DER MENNONITEN IN PARAGUAY .....	91
DANISA NDLOVU	
GEMEINSAM DEN WEG JESU CHRISTI GEHEN .....	103
BEATE PENNER	
BERICHT VON DER 15. MENNONITISCHEN WELTKONFERENZ.....	107
UWE FRIESEN, BEATE PENNER, DYANE REGIER	
BILDBERICHT VON DER 15. MWK .....	117
<b>KULTURELLER TEIL</b> .....	<b>145</b>
PETER P. KLASSEN:    DER BATJKO.....	147
BEATE PENNER:        NETAS FLITTERWOCHEN .....	170
BEATE PENNER:        DIE ZEITEN ÄNDERN SICH. ....	173
BEATE PENNER:        WO IST PAPA? .....	176
UWE FRIESEN:        NUR NOCH EINMAL DAS GRAB MEINER MUTTER SEHEN	179
<b>BUCHBESPRECHUNGEN</b> .....	<b>183</b>



## Vorwort

Der Vorstand des Vereins für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay hat die Mennonitische Weltkonferenz, die vom 14.-19. Juli 2009 in Asunción stattfand, zum Thema des Jahrbuchs gemacht. Referate und Bibelarbeiten sowie ein umfangreicher Bildbericht sollen den Teilnehmern Erfahrungen und Erkenntnisse in Erinnerung rufen und den Mitgliedern der Heimatgemeinden, die zu Hause geblieben waren, einen Eindruck von der Einheit und Vielfalt der Mennoniten in aller Welt vermitteln. Wir hoffen, dass der 10. Jahrgang unseres Jahrbuchs das besondere Interesse der Leser findet.

Nancy Heisy aus den USA, die bisherige Präsidentin der Mennonitischen Weltkonferenz, forderte die Zuhörer an Hand von Philipper 2, 1-13 auf, gemeinsam den Weg Jesu Christi zu gehen und sich dabei vom Geist Christi leiten zu lassen. Der Geist Christi aber führe dazu, dass die wohlhabenden Christen sich mit den armen Gläubigen solidarisierten und ihnen ihre Hilfe anböten. Die Mennoniten sollten aber auch stets bereit sein, sich in Frage stellen zu lassen und sich nicht in den eigenen Mauern zurückzuziehen. Die Einheit in der Vielfalt zu erkennen, das sei die Herausforderung dieser Konferenz.

Chris Marshall, Professor an der Victoria Universität in Neu Seeland, hob in seiner Bibelarbeit nach Epheser 4,1 -6 besonders die Begriffe „Gnade“, „Frieden“ und „Liebe hervor, die den ganzen Brief einrahmten. Glauben und Werke, Theologie und Ethik müssten aufeinander abgestimmt sein. Einigkeit im Geist sei nur dann erreichbar, wenn die Wesenszüge des christlichen Charakters sichtbar würden, nämlich Demut, Sanftmut, Geduld und Langmut. Die Gemeinde solle eins sein, denn sie sei keine menschliche Erfindung, wohl aber „die einzige Art menschlicher Gemeinschaft, die nicht durch Rasse, Klasse, Geschlecht, Gesetz, Kultur und Beruf bestimmt“ sei.

Einen eindrucklichen und sehr fundierten Vortrag hat Katharina Neufeld, Leiterin des Museums der Russlanddeutschen in Detmold, Deutschland, über die Mennoniten in der Sowjetunion in der Zeit von 1930 bis 1990 gehalten. Sie beginnt mit der Enteignung der Bauern, beschreibt dann die Zeiten der Verfolgung und Repression, analysiert die Situation der Deutschen in der Sowjetunion wäh-

rend des Zweiten Weltkrieges und thematisiert am Schluss die Phase der Assimilation und Ausreise nach Deutschland. Aufgelockert wird der Vortrag durch authentische Berichte einzelner Zeitzeugen.

Aus der Sicht der Betroffenen beschreibt und analysiert Heinz- Dieter Giesbrecht den Einsatz des MCC in Paraguay in den Jahren 1930 bis 1980. Dabei unterscheidet er vier Phasen: Das MCC als paternalistischer Wohltäter in der Zeit der Ansiedlung, das MCC als Gegner der deutsch-völkischen Bewegung in Fernheim; der diplomatische Einsatz des MCC als Flüchtlingsagentur während und nach dem Zweiten Weltkrieg. und schließlich das MCC als Initiator und Projektpartner beim Aufbau und der Erhaltung sozialer und diakonischer Dienste in Paraguay. Seine Darstellung ist gut fundiert und ausgewogen im Urteil..

Im Rahmen der *workshops* waren zwei Vorträge für die Lehrer vorbereitet worden. Aus Zeitgründen konnte der Vortrag von Carlos Romero nur verteilt, nicht aber vorgetragen werden. Seine Analyse über die Bedeutung mennonitischer Bildungsanstalten ist es aber wert, dass sie einem größeren Interessentenkreis zugänglich gemacht wird. Jakob Warkentin weist in seinem Referat über den Wertewandel im Bildungswesen der Mennoniten in Paraguay nach, dass dieser Wandel nicht allein durch Appellation, sei es von der Kanzel oder vom Lehrerpult aus bewirkt wird, sondern vor allem durch den Wandel im wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bereich beeinflusst wird. Nach dieser Vorbemerkung nennt er 11 Merkmale, die den Wertewandel im Bildungswesen der Mennoniten in Paraguay charakterisieren.

Zum Abschluss der Konferenz fordert der neue Präsident der MWK Danisa Ndlovu die Teilnehmer in einer Predigt auf, gemeinsam den Weg Christi zu gehen. Er ruft den Zuhörern zu. „Nun, Brüder und Schwestern, geht auf dem Weg Christi und praktiziert, was nur möglich ist durch die Gnade Gottes – praktiziert die Selbstlosigkeit. Geht und lebt in Demut. Geht und praktiziert die aufopfernde Liebe. Geht mit offenen Augen, um die Nöte und Gelegenheit zum Dienst vor und um euch zu sehen.“

Beate Penner gibt einen umfassenden und anschaulichen Bericht von der Mennonitischen Weltkonferenz. Sie informiert und orientiert, scheut aber auch nicht das eigene Urteil. Ergänzt wird dieser verbale Bericht durch einen sehr differenzierten Bildbericht, der von Beate Penner, Uwe Friesen und Dyane Regier zusammengestellt worden ist.

Eine sehr gute Ergänzung zu den Ausführungen von Katharina Neufeld im er-

sten Teil dieses Jahrbuchs ist die Erzählung „Der Batjko“ von Peter P. Klassen. Das Bild des Anarchisten „Machno“ wird von seinen Anhängern in Frankreich und in anderen Ländern ganz anders gezeichnet als von den Mennoniten in der Ukraine, die ihn als Bandenführer und Mörder erlebt haben.

Beate Penner analysiert in kurzen Skizzen die Rolle der mennonitischen Frau in den Ansiedlungsjahren, ist sich aber dessen bewusst, dass sich die Zeiten und damit auch das Selbstverständnis der Frauen in Paraguay verändert hat.

Einfühlsam beschreibt Uwe Friesen die Gefühle einer mennonitischen Frau, die als Kind in den paraguayischen Chaco gekommen ist, in Puerto Casado ihre Mutter verloren hat und nun nach Jahrzehnten das Grab ihrer Mutter am Paraguayfluss besucht.

Mehrere Buchbesprechungen schließen das Jahrbuch ab. Wer auf der MWK den Büchertisch des Vereins für Geschichte und Kultur der mennoniten in Paraguay besucht hat, wird erstaunt gewesen sein, wie viele Bücher da von und über die Mennoniten in Paraguay zum Kauf angeboten wurden. Es bleibt zu hoffen, dass das Lesebedürfnis der Mennoniten in gleichem Maße zunimmt.

Allen Mitarbeitern dieses Jahrbuches sei herzlich gedankt dafür, dass sie ihre Vorträge und Beiträge für diese Veröffentlichung zur Verfügung gestellt haben.

Jakob Warkentin





## Die Liebe Gottes und das Leben der Gemeinden

Nancy Heisey<sup>1</sup>

### Einleitung

Welche Freude ist es, hier an diesem Abend zusammen zu sein! Wir versammeln uns vom Süden und Norden, vom Osten und Westen. Wir sind mit dem Flugzeug, mit dem Bus und mit dem Taxi angereist. Wir heißen uns gegenseitig willkommen zu Beginn dieser Tage der Anbetung Gottes und der Gemeinschaft zwischen Brüdern und Schwestern.

Ich sage unserem Herrn Dank für den Segen, dass ich hier sein darf. Und ich sage Dank all denen, die über Jahre gearbeitet haben, um diese Versammlung vorzubereiten.

Ich beginne mit einem Ereignis, das ich als Lehrerin des MCC im Kongo erlebt habe. Ich erinnere mich, wie es war, wenn die Frauen zusammenkamen, um eine neue Mutter von der Klinik nach Hause zu begleiten. Ein Pfad gleich hinter meinem Haus führte von der Geburtsstation ins Dorf. Ich hörte an vielen Nachmittagen, wenn ich meine Schularbeiten verrichtete, die Lieder der Frauen, die auf ihre Art feierten und sangen.

Ich stand auf, ging zur Tür und schaute zu. Die Frauenprozession tanzte und bekundete ihre Freude durch lautes Rufen auf ihrem Weg unter den Palmen. Sie sangen und begleiteten die neue Mutter und das Baby auf ihrem Heimweg. Es war eine Feier des neuen Lebens, eine lebhaftere und muntere Demonstration, die zeigte, wie wichtig jedes Kind war. Mit dieser Prozession erklärten sie, dass das

---

<sup>1</sup> Predigt von Nancy Heisey, bisherige Präsidentin der MWK, am 14. Juli 2009, am Eröffnungsgottesdienst der 15. Generalversammlung der Mennonitischen Weltkonferenz, Bibeltext: Philipper 2, 1-13. Übersetzt aus dem Englischen von Uwe Friesen und Christel Wiebe.

Kind von allen im Dorf wahrgenommen und geschützt werden würde, nicht nur von der Mutter. Diese Willkommensprozession war eine große Feier menschlicher Kultur.

Wir sind alle Teil von mindestens einer solchen Feier: Vielleicht ist es eine Neujahrsfeier, ein Baby-Shower, ein 15. Geburtstag oder eine Hochzeit; ein Aufstieg im Beruf, die Silberhochzeit oder der 80. Geburtstag. Wenn ich ein Fest nicht genannt habe, das ihr in eurer Kultur feiert, dann nimm dir jetzt die Zeit und erinnere dich daran.

In mancher Hinsicht ist die Eröffnung der 15. Vollversammlung der Mennonitischen Weltkonferenz eine von diesen großen menschlichen Feiern. Feiern verbinden Menschen. Sie sind der Höhepunkt einer langen Zeit der Vorbereitungen hinter den Kulissen. Sie verwenden Handlungen und Symbole, die etwas Wichtiges über uns, über unsere Identität, sichtbar machen. Sie schaffen Raum für Dinge, die man gerne tut: Essen, Tanzen und Zeit zu verbringen mit denjenigen, die man liebt.

Das Thema dieser Versammlung ist: "Gemeinsam unterwegs auf dem Weg Jesu Christi". Bisher haben wir über das Zusammenkommen geredet. In unserem Wunsch zusammenzukommen, verbunden mit all den Schwierigkeiten, die wir auf uns genommen haben, um hierher zu kommen, haben wir so gehandelt, wie Gott uns als Menschen geschaffen hat. Wir sind für die Gemeinschaft geschaffen, um miteinander zu feiern. Und das ist gut.

### **I. Das Thema dieser Versammlung spricht auch vom "Weg Jesu Christi".**

Wenn wir die Aufmerksamkeit auf unseren Leittext in Philipper 2 richten, fangen wir an darüber nachzudenken, wie dieser Weg zu unserer menschlichen Feier passt.

Tatsächlich zeigt der Text uns ein Bild von Jesus Christus, als Herrn der Gemeinden, weil er Sklave wurde und am römischen Kreuz getötet wurde. Dann fordert der Text uns auf, so gesinnt zu sein wie Jesus Christus war. Dies klingt nicht wie eine Aufforderung zum Feiern.

Das Lied, das Paulus in Philipper 2, Vers 6 – 11, verwendet, ist genau das: Ein Lied, um Jesus Christus zu preisen, weil er den Weg extremer Selbsterniedrigung ging. Es klingt zu Anfang nicht wie eine Feier. Wir müssen daher weiter forschen.

Was wir zuerst bemerken sollten, ist, dass das erste Wort im Text “Wenn” ist. “Wenn” nennt die Bedingungen, die hinter den Schlüsselideen dieses Abschnitts liegen. Paulus will, dass wir erkennen, dass etwas vorher kommt, bevor wir fähig sind, “den Geist Christi zu haben”.

Nach diesem kleinen Wort “wenn” folgt eine Liste von dem, was Gott in unserer Mitte tut. Der Weg Jesu Christi beginnt nicht mit uns. Er beginnt mit Gott. Paulus verfasst keine systematische theologische Studie mit diesem Text. Aber es ist sehr wichtig festzustellen, dass Gott handelt, damit wir uns auf die Suche nach dem Geist Christi machen können.

Hörst du das? Wenn du “Ermutigung in Christus” oder “Trost in Liebe” oder “Gemeinschaft im Geist” erfährst; wenn Gott Liebe ist, dann kommt die ganze Gemeinschaft seines Wesens: Christus, Heiliger Geist und der Gott der Liebe zuerst zu uns, um uns Mitgefühl und Gemeinschaft zu bringen.

Paulus lehrt die Philipper, wie sie als Jesu Nachfolger zu leben haben. Und wenn er über Jesu Weg nachdenkt, denkt er oft über unsere Geisteshaltung nach. Aber bevor unser Geist dem Geist Christi ähnlich werden kann, müssen wir die uns umgebende, mitfühlende Liebe Gottes erfahren. Es ist eine Liebe, die sich an unseren Leib wie auch an unseren Geist richtet. “Mitleid” bedeutet wörtlich übersetzt die “inneren Teile” – die Eingeweide – die Teile, die sich drehen und wenden, wenn unsere tiefsten Gefühle angesprochen werden. Daher sagt uns Paulus: Wenn wir diese Liebe Gottes in unserem Leib fühlen, dann sind wir bereit, um den Geist Jesu Christi anzunehmen.

## **II. Was ist denn der Geist Christi?**

Das Lied macht das sehr klar. Erstens ist er ein Geist, der uns anleitet aufzugeben, was uns gehören könnte. Viele Leser bemerken die Bewegung von oben nach unten in diesem ersten Teil des Lobgesangs von Paulus: Jesus war “Gott gleich”, aber er hielt nicht daran fest, wie Gott zu sein. Vielmehr nahm er Knechtsgestalt an und wurde als Mensch geboren; dann fiel er noch tiefer und erlitt den grausamen Tod als politischer Verbrecher. Dieses sind ergreifende Bilder. Es muss schon beeindruckend gewesen sein für die Philipper, als sie das zum ersten Mal hörten.

Die Bewohner von Philippi beanspruchten nämlich einen speziellen Status. Philippi war eine Provinzstadt des Römischen Reiches mit dem höchsten legalen

Rang, den eine Provinzstadt haben konnte. Darauf waren die Philipper stolz. Jemand beschrieb die Philipper so: "Sie waren stolz auf ihre Verbindungen mit Rom, stolz die römischen Bräuche zu beachten und die römischen Gesetze zu befolgen, stolz, römische Bürger zu sein."

Wir wissen beinahe nichts über die Menschen, die die Gemeinde in Philippi bildeten. Aber dieser römische Stolz muss auch eine Rolle in der Gemeinde gespielt haben, weil Paulus sie wegen ihrer "selbstsüchtigen Ambitionen" warnt und sie drängt: "andere höher zu achten als sich selbst". Paulus beurteilt die Ehre und den Status der romanisierten Philipper so wie er war: sehr menschlich, nicht wie Gott.

Rowan Williams, der anglikanische Erzbischof von Canterbury, beschreibt die Andersartigkeit des Weges Jesu Christi: "Indem Gott Jesus in die Welt schickt, gibt er weg, er hält nichts zurück. Alles was der Vater hat, ist Jesus gegeben." Das Handeln Gottes, indem er Jesus in diese Welt sendet, ist "gegründet" in Gottes eigener Identität. So wie wir Gottes Liebe in Christus erfahren, so sollen wir auch abgeben, was uns gehört. Mit dieser Herausforderung haben die Nachfolger Jesu immer gelebt, seit Paulus sie den Gläubigen in Philippi bewusst gemacht hat.

Kürzlich habe ich im "Courier" eine inspirierende Geschichte einer Frau gelesen, die diese Herausforderung angenommen hat. Helga Dueck von Filadelfia im Chaco träumte davon, eine Schule für Gehörlose zu gründen, aber sie hatte kein Geld. Da wurde sie in den Stadtrat gewählt – und was machte sie mit ihrem Gehalt? Klar, das Geld, das sie für die Arbeit als Ratsmitglied erhielt, gehörte ihr. Aber sie verwendete es, um ihre Schule zu gründen, zuerst in einem Sonntagschulraum und jetzt in einem eigenen Gebäude.

Über Jahrzehnte stand diese Herausforderung auch im Mittelpunkt des gemeinsamen Lebens der MWK-Familie. Der Täuferbewegung verbundene Mitgliedsgemeinden begannen 1925 mit den so genannten Versammlungen. Aber erst im Jahr 1967 erkannten sie, dass nicht alle Delegationen die Kosten für die Teilnahme bezahlen konnten. In dieser Versammlung in Amsterdam organisierten Delegierte der Mennonitischen Weltkonferenz den "Reisefond". So haben die, die mehr als genug hatten, gegeben, um anderen Delegierten die Teilnahme zu ermöglichen. Viel später hat die Mennonitische Weltkonferenz einen "Jubiläumsfond" gegründet, in den Glaubensgeschwister ihr Geld einzahlen können, um die tägliche Mission von Schwesterkirchen in anderen Teilen der

Welt zu unterstützen.

Doch der Geist Christi wird nicht unbedingt über das Geld sichtbar, so wichtig Geld auch ist.

### **III. Ein anderer Aspekt besteht darin, den Status aufzugeben.**

Dies ist ein Aufruf an die Wiedertäufer, "unsere (eigene) Geschichte in Frage zu stellen" (Williams). Wir alle wissen, dass die Bezeichnung "Wiedertäufer" nicht immer als eine gute Sache angesehen wurde. Tatsache ist, dass während der frühen Jahre der Täuferbewegung in Europa "Wiedertäufer" ein Schimpfwort war – das klang wie „Ketzer“. Einige Leute haben immer noch eine negative Einstellung gegenüber der Täuferbewegung.

Im Gegensatz dazu haben wir für uns selbst Kraft in der Nacherzählung der frühen Täufergeschichten gefunden. Ihre Kühnheit, sich zu weigern, zum Schwert zu greifen, ihre Bereitschaft, für den Glauben zu sterben, haben uns ein vorbildhaftes Verhalten gezeigt, das uns inspiriert. Heutzutage wird "Mennonit" oder "Anabaptist" sein von vielen als eine gute Sache angesehen. Wir haben durch die Bücher von John Howard Yoder und Paulus Widjaja, Juan Driver und Alfred Neufeld, Doris Longacre und Doris Dube profitieren können.

Menschen anderer Konfessionen sehen und würdigen unseren Einsatz für eine biblische und ganzheitliche Mission, unser Engagement für Frieden und Gerechtigkeit, unseren Einsatz für ein einfaches Leben und die Bewahrung der Schöpfung. Doch wissen wir alle, dass unsere Kirchengeschichte oft "fehlerhaft und unvollkommen" war.

Wir haben genügend Konflikte in unseren eigenen Gemeinden. Geistige Enge, Spaltung und Ausschluss gibt es immer wieder. Dies ist nicht die Zeit oder der Ort, um einzelne Geschichten zu untersuchen, obwohl ich euch etwas über den Onkel meines Ehemannes sagen könnte, der aus der Gemeinde gebannt wurde, weil er Fernseher verkaufte, und erst nachdem alle anderen in der Gemeinde einen Fernseher gekauft hatten, wurde er wieder aufgenommen.

Und ich frage mich, was es bedeutet, wenn ich meinen Bruder Pakisa Tshimika sagen höre: "Viele Löwen sind lebendig begraben worden im Kontext der Beziehungen zwischen den Gemeinden im Norden und Süden." Vielleicht denkt er an die Geschichte von Elmer Neufeld, einem der ersten MCC-Arbeiter im Kongo. Elmer schrieb: "Bald nachdem ich in den Kongo kam, reiste ich durch das

Land mit einem Missionar und einem Kongolesen als Chauffeur, einem Bruder, der viele Jahre in der Mission gearbeitet hat. Die aufmerksame Frau des Missionars hatte das Essen für die lange, erschöpfende Reise eingepackt. Als wir anhielten, um zu essen, ging der kongolesische Chauffeur die Straße hinunter, während wir aßen, weil er wusste, dass für ihn kein Sandwich eingepackt worden war. Gott vergib uns, das wird nicht noch einmal geschehen“, schlussfolgerte Elmer.

Um tiefer in den Geist Christi hineinzuwachsen, glaube ich, müssen wir akzeptieren, dass das Bild der “erfolgreichen” Gemeinde zertrümmert wird.

Wir LEBEN in ständiger Verbindung mit der Vergangenheit unserer Kirche, sagt Rowan Williams. Aber diese Beziehung zur Vergangenheit ist paradox. Unsere Verbindung mit der Vergangenheit “besteht nicht in der Wiederholung dessen, was frühere Generationen gesagt haben”. Wir müssen stattdessen “uns selbst nach denselben Kriterien beurteilen” und, zusammen mit unseren Glaubensvätern, “um Bekehrung bitten”.

Die Mennonitische Weltkonferenz ist ein Teil dieses Prozesses der “Infragestellung unserer eigenen Geschichte”. Das globale mennonitische Geschichtsprojekt hilft afrikanischen Mennoniten und Brüdern in Christo, die afrikanischen Geschichten zu erzählen. Lateinamerikaner erinnern sich, wie die Glaubensfamilie aus lateinamerikanischer Perspektive verbunden ist, und so weiter. Diese Geschichten müssen wir alle kennen, um daraus zu lernen. Die Aufgabe der geschichtlichen Reue und Bekehrung geht weiter.

Es ist vielleicht leichter, die Sünden der Vorfahren zu erkennen oder die Sünden anderer Kulturen. Aber wir müssen beizeiten unsere EIGENE Unehrlichkeit zugeben, unsere Abschottung gegenüber Mitbrüdern anderer sozialer Schichten und anderer Kulturen, unsere ethnischen Rivalitäten, unser Streben nach Macht.

Die Gnade Gottes besteht gerade darin, dass wir auch genau DURCH das, was die Gemeinde für uns bewahrt hat, Gottes Aufforderung zur Ehrlichkeit erfahren haben. Die Gemeinde erinnert uns, dass wir mit Gottes Erbarmen rechnen dürfen, dass er uns unser Versagen vergibt. Gottes Treue wird uns in die Zukunft begleiten.

#### **IV. Gerade diese Zukunft fordert den Geist Christi in unserer Gemeinschaft noch in einer anderen Weise heraus.**

Paulus fordert uns in unserem Text auf, "eines Geistes" zu sein. Aber eines Geistes zu sein bedeutet nicht, dass wir alle gleich sein müssen.

Wenn wir auf dieser Mennonitischen Weltkonferenz zusammenkommen, sind wir hoch erfreut über unsere Verschiedenheit. Wir dürfen in dieser Woche gemeinsam all die vielen Dinge, die uns unterscheiden, genießen. Es ist aufregend, Teil einer Familie zu sein, die mehr als 100 verschiedene Konferenzen und Denominationen einschließt. Es ermutigt uns, wenn wir daran denken, dass wir eine Familie von mehr als 1,5 Millionen Mitgliedern sind. Ich hoffe, dass wir es genießen werden zu hören, wie ganz verschieden unsere Bibellehrer in diesen Tagen die Bibel lesen werden. Ich vertraue darauf, dass ihr die Gelegenheiten nutzen werdet, um mehr über unsere paraguayischen Gastgeber zu erfahren, sowohl bei den Nachmittagstouren als auch auf der verstreuten Konferenz.

Besucht bitte das Globale Dorf zwischen den Gottesdiensten und den Mahlzeiten. Studiert die Kunstwerke, schaut, und schließt euch vielleicht dem Tanz an! Aber Menschen, die anders sind, zu erleben und mit ihnen in Kontakt zu kommen, kann schwer sein. Es kann furchterregend sein, die Bibel anders zu hören, als wir es von jeher gewohnt sind. Es fühlt sich bedrohlich an, wenn Schwesterngemeinden eine andere Art haben, Mitglieder willkommen zu heißen, oder anders über die Taufe zu denken. Wenn wir unseren Weg mit Jesus vertiefen, erleben wir nicht alle auf die gleiche Art und Weise sein Erlösungswerk.

Wie können wir dann sicher sein, dass wir zusammen unterwegs sind "auf dem Weg Jesu Christi?" Menschliche Ansichten helfen uns in dieser Frage nicht weiter. Aber es hilft auch nicht, wenn wir uns nur an die eigene Gemeinde wenden, um nur mit denen zusammenzubleiben, die so sind wie wir.

Kenneth Boulding, ein Quäker, Friedensarbeiter und Wirtschaftswissenschaftler, erklärt: "Es gibt keinen festen Platz für die sich ausbreitende Liebe Gottes, wenn nicht bei Gott selbst und in Gottes ganzem Reich." Er schrieb dies während des Zweiten Weltkrieges, und er sah, wie Liebe bitter wurde, wenn sie sich nur an Menschen klammert, die uns gleich sind, seien es Familien, Stämme oder Nationen.

Ich fange an zu glauben, dass sogar die Liebe zur Gemeinde zur Zerstörung führen kann, wenn ihr Ziel nur darin besteht, unsere Mauern zu hüten. "Wenn unsere Liebe aufhört sich zu verbreiten, wird sie versiegen." Boulding sagte: "Gottes

Königreich ist der Platz, wo die Gesetze der Wirtschaft nicht gelten, sie werden auf den Kopf gestellt. Was wir sorgfältig planen, wird in unseren Händen verdorren so wie das Manna in der Wüste. Aber was wir rücksichtslos an andere verschwenden, wird sich vermehren, bis wir unsere Reichtümer kaum noch zusammenhalten können.”

### **Schlussfolgerung**

Diese bedingungslose Liebe ist es, die Gott in Jesus offenbart hat. Diese Liebe ist es, die Jesus dadurch schenkte, dass er wie wir wurde. Es ist die Liebe, die diesen ganzen wundervollen Kosmos geschaffen hat. Um darüber nachzudenken, wie wir uns in der Liebe verbinden, werfen wir noch einen Blick auf unseren Text – auf den “Rahmen”, den Paulus dem wunderschönen Lied zum Lobpreis Christi im Philipperbrief gibt.

Wir haben gesehen, dass Gottes Liebe an erster Stelle steht, und dass die Erfahrung der Liebe den Grund bildet für unsere Reise im Geist Christi. Jetzt müssen wir erkennen, was Paulus nach dem Lied sagt: “Also, meine Liebsten, schaffet, dass ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern.” “Was? Wir sollen das alles selber tun?” Ich dachte, dass wir eben sagten, dass der menschliche Weg oft fehlerhaft ist. Aber warte! Wenn wir arbeiten, sehen wir “es ist Gott, der in dir an der Arbeit ist.”

Paulus sagt uns, dass, wenn wir den Geist Christi suchen, unsere Werke und Gottes Werke verflochten sind. Die Aufgabe abzugeben, die Aufgabe, unsere Vergangenheit noch einmal zu prüfen und zu bereuen, die Aufgabe, großzügig Raum zu schaffen für die Unterschiedlichkeit, das sind unsere Aufgaben. Aber nur wenn sie in der Liebe Gottes gegründet sind und gestärkt durch die Gegenwart des Heiligen Geistes, können wir diese Aufgaben voller Hoffnung in Angriff nehmen.

So lasst uns diese wundervolle Gelegenheit, die wir haben, gemeinsam feiern. Wir wollen uns erfreuen an der gemeinsamen Zeit des Gottesdienstes und an der Gemeinschaft. Lasst uns zusammenkommen und Gott Dank sagen für einander. Aber wir wollen uns selbst nicht zu sehr an die Gemeinschaft und die Anbetung dieser Tage klammern. Lasst uns lieber akzeptieren, dass die Schritte des Weges Jesu Christi von oben nach unten führen.

Wir wollen uns entschließen, die Segnungen dieser Versammlung in alle Rich-



tungen auszubreiten. Mögen unser Zeugnis und unser Dienst in Reue und Freude wachsen!

Mögen wir mehr und mehr dem Einen ähnlich werden, der uns den Weg zeigt!  
Mögen wir uns vereinen mit Schwestern und Brüdern auf der ganzen Welt,  
damit das Reich Gottes schon hier auf Erden in seiner Fülle sichtbar wird.



## Gemeinsam auf dem Weg Jesu Christi

Chris Marshall<sup>1</sup>

### **Epheser 4: 1-6: Eine Gemeinschaft der Gnade und des Friedens**

Die Bibellese heute Morgen kommt mitten aus Paulus' hochfliegendem Sendschreiben an die Epheser: ein Dokument, das die umfassende Reichweite und die kosmischen Auswirkungen des Erlösungswerkes Christi eindringlicher ausbuchstabiert als jede andere Schriftstelle in der Bibel.

Paulus eröffnet den Brief wie üblich mit dem Gruß: "Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem HERRN Jesus Christus" (1:1-2). Der Brief schließt nahezu identisch mit: "Friede sei mit den Brüdern und Liebe mit Glauben von Gott, dem Vater, und dem Herrn Jesus Christus! Die Gnade sei mit allen, die da lieb haben unsern Herrn Jesus Christus in Unvergänglichkeit!" (6:23-24).

Die Begriffe "Gnade", "Frieden" und "Liebe" werden für den Anfang und auch das Ende des Briefes ausgewählt. Sie sind sozusagen die "Buchstützen", die das gesamte Schriftstück erfassen. Paulus zeigt damit, dass es ihm in diesem Brief hauptsächlich daran gelegen ist, das christliche Evangelium der wunderbaren Gnade Gottes, der bleibenden Liebe und des versöhnenden, heilenden Friedens auszulegen.

In der ersten Hälfte der Epistel (Kapitel 1 bis 3) erzählt Paulus von der "herrlichen Gnade" (1:6, vergleiche 2:4, 7-8), die Gott uns durch Jesus erwiesen hat. Er kam zur Heilung des Universums und um Frieden zwischen feindlichen

---

<sup>1</sup> Bibelarbeit von Chris Marshall, Professor für „Religious Studies“ an der Universität in Wellington, Neu Seeland, am 18. 7. 2009 auf der MWK in Asunción. Der englische Text wurde von Christa Flaming ins Deutsche übersetzt.

Völkern zu stiften (2:14-15). Er erinnert seine Leser an die Veränderung, die durch Gottes Gnade in ihrem Leben stattgefunden hat: Sie waren einst von Gott entfremdet, lebten ohne Hoffnung in dieser Welt und verschmachteten unter den Knechtschaft der finsternen Mächte, die sie in ihren eigenen sündigen Leidenschaften gefangen hielten (2:2-3, 11-12, vergleiche 5:10). Doch nun, durch den "überschwänglichen Reichtum seiner Gnade" (2:7-8, vergleiche 1:6-8) und seine "große Liebe" (2:4; vergleiche 1:5, 15; 3:17, 19) sind sie von der spirituellen Unterdrückung befreit. Ihre Sünden sind ihnen vergeben, sie sind als Gottes Kinder angenommen, von Gottes Geist erfüllt, in Gottes Volk eingegliedert und blicken voll Hoffnung in die Zukunft (1:3-10; 2:11-21). "Denn aus Gnade seid ihr selig geworden durch den Glauben", jubelt Paulus, "und das nicht aus euch: Gottes Gabe ist es, nicht aus den Werken, auf dass sich nicht jemand rühme" (2:8-9). Es geht hier um 100% echte, unverfälschte, befreiende, Leben spendende, Hoffnung schöpfende, Frieden stiftende Gnade!

In der zweiten Hälfte des Briefes (Kapitel 4 bis 6), die mit dem Text der heutigen Bibellese in Kapitel 4 beginnt, verdeutlicht Paulus, welche Bedeutung dieser Gnade Gottes im Alltagsleben der Leser beigemessen werden sollte. Der Abschnitt beginnt mit dem kleinen aber ausschlaggebenden Wort "so" in Vers 1:

"So ermahne ich euch nun, ich, der Gefangene in dem Herrn, dass ihr der Berufung würdig lebt, mit der ihr berufen seid" (4:1). Das Wörtchen "so" bezieht sich auf alles, was Paulus in der ersten Hälfte des Briefes geschrieben hat. Im Hinblick auf das, was Gott für euch getan hat, müsst ihr euch zu einer neuen Lebensweise in dieser Welt verpflichten, sagt Paulus. Ihr sollt "der Berufung würdig leben, mit der ihr berufen seid". Dieses ist der Hauptbefehl, und auch der einzige Befehl, in unserem Abschnitt. Paulus bittet seine Leser, ein Leben zu führen, das mit der von Gott erhaltenen Gnade, Liebe und seinem Frieden übereinstimmt. Einfach gesagt, er fordert sie dazu auf, das zu tun, was sie predigen. Sie sind "aus Gnade selig geworden durch den Glauben", "nicht aus den Werken", das ist wahr. Und dennoch sind sie mit dieser überreichen Gnade beschenkt worden, damit sie nun, neu geschaffen in Jesus Christus, "gute Werke tun" und "in ihnen wandeln" (2:8-10).

Die Anabaptisten haben dieses Merkmal von Paulus' Theologie immer anerkannt und zu Recht betont. Glaube und Werke kann man nicht trennen. Es reicht nicht aus, wenn wir die Wahrheit von Gottes rettender Gnade mit dem Verstand und dem Herzen begreifen; wir müssen diese Wahrheit im Alltag ausleben.

Heutzutage würde man sagen: Unsere Ethik muss mit unserer Theologie übereinstimmen. Gerade weil unsere Theologie sich rund um die Gnade, den Frieden und die Liebe Gottes dreht, muss unsere Ethik dasselbe tun.

Wie kann so etwas aussehen? Wie sieht das Leben praktisch aus, wenn man "der Berufung würdig lebt, mit der man berufen" ist? In diesem Abschnitt bedeutet es vor allen Dingen Folgendes: sich zur Versöhnung und Friedensstiftung verpflichten, besonders in Familie und Gemeinde. Es geht um das "Wahren der Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens" (Vers 3). Die Anabaptisten haben immer versucht, auch diesen Aspekt ernst zu nehmen. Mennoniten haben zu Recht darauf bestanden, dass die Hingabe zur Friedensstiftung und Versöhnung kein beliebiges Extra für Nachfolger Jesu Christi ist; sie ist ein unverzichtbarer Bestandteil der Jüngerschaft. Ohne Friedensstiftung wird die christliche Theologie zur reinen Theorie, und die christliche Ethik verliert ihre Aussagekraft. Deshalb sind es Mennoniten, die weltweit in feindseligen Umgebungen und Situationen mit der Versöhnungsarbeit im Vordergrund stehen. Sie leisten der Wahrheit des Evangeliums bedingungslosen Gehorsam.

Wir sollten allerdings beachten, Brüder und Schwestern, dass sich der Ruf zur christlichen Friedensstiftung in Epheser, Kapitel 4 zuerst und hauptsächlich auf die Beziehungen innerhalb der Glaubensgemeinschaft bezieht. Natürlich sollen wir auch darüber hinaus in aller Welt Vermittler der Versöhnung sein. Wir werden in dieser gewalttätigen Welt aber niemals glaubwürdig erscheinen, solange wir nicht in unseren eigenen christlichen Versammlungen, Gemeinschaften und Familien darauf bedacht sind, "die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens" zu wahren (Vers 3).

Wir sind uns natürlich dessen bewusst, dass die christliche Gemeinde manchmal genauso vom Konflikt verkrüppelt zu sein scheint wie der Rest der Welt auch. Die Kirchengeschichte ist voll von Episoden bitterer Unstimmigkeit, und sogar Blutvergießen, zwischen christlichen Konfessionen und theologischen Traditionen. In den Lokalgemeinden gibt es viele zerbrochene Beziehungen und ungeheilte Verletzungen, die die Gläubigen voneinander entfremden. Nichts ist für die Sache Christi in dieser Welt schädlicher als das sichtbare *Versagen* der Gläubigen im Wahren der "Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens".

Dennoch werden wir in der Heiligen Schrift dazu aufgefordert, immer "darauf bedacht" zu sein. Wie bringen wir das zu Stande? Was bringt es mit sich? Was

brauchen wir, um ein Volk zu werden, das die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens wahr?

Unser Text setzt mindestens drei Dinge voraus. Zuerst müssen wir uns Klarheit über den Inhalt der christlichen Berufung verschaffen. Paulus bittet seine Leser inständig darum, dass sie “der *Berufung* würdig leben, mit der sie *berufen* sind” (Verse 1 und 4). Wir müssen also genau wissen, worum genau es bei dieser Berufung geht.

Die Antwort auf diese Frage finden wir in den ersten Zeilen des Briefes. Paulus erklärt, dass wir zur Mitarbeit in Gottes Werk (die Heilung des Universums durch Jesus Christus) berufen sind. Laut Paulus ist es Gottes letztendliches Ziel, “dass alles zusammengefasst würde in Christus, was im Himmel und auf Erden ist” (1:10), d. h. jeden Riss in diesem Universum zu heilen, Gewalt und Feindseligkeit endgültig zu beenden und die umfassende Harmonie des Universums wiederherzustellen. *Und er wünscht sich, dass wir mitmachen!*

Wir sind dazu berufen, über das “Geheimnis” der Erlösung Bescheid zu wissen (1:9, 18, 3:8-9, 5:32; 6:19). Wir sollen die Geschichte immer wieder erzählen von dem, “der gekommen ist und hat im Evangelium Frieden verkündigt euch, die ihr fern wart, und Frieden denen, die nahe waren” (2:17); der “die Feindschaft tötete” durch seinen eigenen Körper am Kreuz (2:15-16).

Die Berufung, mit der wir berufen sind, ist also der Ruf zur Mitarbeit in Gottes Einheit stiftender, Frieden stiftender Agenda durch Jesus Christus. “Der Berufung würdig zu leben, mit der wir berufen sind” bedeutet, ein Leben zu führen, das Frieden ausstrahlt; ein Leben, in dem wir die Einheit stiftende, wiederherstellende Gnade in unseren zwischenmenschlichen Beziehungen üben, ganz besonders innerhalb des Leibes Christi, der Gemeinde.

Das führt uns auf die zweite Voraussetzung hin, die erforderlich ist, um “die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens” zu wahren: *wir müssen die Merkmale des christlichen Charakters fördern, die unserer Berufung Ausdruck geben*. Paulus erwähnt vier Wesenszüge, nämlich Demut, Sanftmut, Geduld und Langmut.

- “Demut” bedeutet, dass wir uns unserer eigenen Schwächen, Fehler und Grenzen bewusst sind, nicht nur der der Anderen!

- "Sanftmut" bedeutet, dass wir keiner anderen Person absichtlich irgendetwas antun, das sie verletzten oder erniedrigen könnte, ganz egal, wie aufgebracht wir über sie sind.

- "Geduld" ist die Bereitschaft, die Unannehmlichkeit des Konflikts auszuhalten, ohne rachsüchtig herauszufahren.

- "Langmut" bietet denjenigen Raum, mit denen wir nicht übereinstimmen können (und die wir nicht einmal gern haben), aber mit denen wir, ob es uns nun passt oder nicht, auf ewig durch den gemeinsamen Ruf Christi verbunden sind!

Wo diese vier Wesenszüge vorhanden sind – Demut, Sanftmut, Geduld und Langmut – kann jeder Konflikt überwunden und jede Wunde geheilt werden, die in unserer Mitte entsteht.

Damit kommen wir zur dritten Voraussetzung, die notwendig ist, um die christliche Einheit und den Frieden zu erhalten. Außer der Klarheit über unsere Berufung und unsere christliche Wesensart brauchen wir auch *Klarheit über die Bedeutung der Gemeinde*. Was bedeutet es, der Leib Christi zu sein?

Es ist enorm wichtig, dass Paulus seine Leser nicht auffordert, die Einheit des Geistes zu "erschaffen", sondern sie zu "wahren". *Wir* können die Einigkeit in der Gemeinde nicht erzeugen, in dem wir außergewöhnlich freundlich zueinander sind! Sie ist etwas, das *bereits existiert*, eine objektive Realität, die vom Geist Gottes geschaffen wurde. Trotz der ungeheuer großen Vielfältigkeit in der Gemeinde und ihrer Geschichte häufiger Spaltungen gibt es in Wahrheit doch nur "einen Leib" und "einen Geist" (4:4), genauso wie es nur "einen Herrn" (4:5) und "einen Gott und Vater aller" (4:6) gibt. Das Wort "ein" kommt in drei Versen achtmal vor! Das Einssein der Gemeinde ist ein mindestens genauso wesentlicher Bestandteil des christlichen Glaubens wie das Einssein Gottes und die Herrschaft Christi.

Warum eigentlich? Warum legt Paulus so viel Gewicht auf die *eine* Gemeinde? Es gibt zwei Hauptgründe dafür. Erstens gehört die Gemeinde Jesus Christus, und es gibt nur einen Jesus Christus. Die Gemeinde ist keine menschliche Erfindung. Es ist keine soziale Institution, kein ehrenamtlicher Verein, keine Vereinigung Gleichgesinnter und auch keine weltweite mennonitische Konferenz! Es ist der wahre "Leib Christi", die lebendige Verkörperung Jesu Christ in dieser Welt. Paulus hört nicht auf, das Einssein der Gemeinde zu unterstreichen, einfach weil

es nur einen Christus gibt, und dieser Christus nur einen Leib hat, nämlich den Leib, der alle Gläubigen durch "einen Glauben" und "eine Taufe" in einem Liebesmahl verbindet.

Der zweite ausschlaggebende Grund für das Einssein der Gemeinde ist laut Paulus die Verkörperung dessen, was die Gemeinde in Gottes Rettungsplan darstellt. Wie wir in der Geschichte sehen können, ist es letztendlich Gottes Plan, jede Wunde im Universum zu heilen, Gewalt und Feindschaft zwischen Völkern zu beenden und die umfassende Harmonie in der Schöpfung wiederherzustellen – damit "alles zusammengefasst würde in Christus, was im Himmel und auf Erden ist" (1:10).'

Diese großartige Hoffnung auf kosmische Versöhnung ist nicht nur ein utopischer Traum der fernen Zukunft. Die gute Nachricht des Evangeliums sagt uns, dass der Prozess schon begonnen hat! Die Wiederherstellung des Universums *ist schon* im Gange! Sie beeinflusst das menschliche Erleben, schon hier und jetzt.

Wo denn? Wo kann man kosmische Heilung sehen? *Man kann sie in der Gemeinde beobachten!* Gottes letztendlicher Rettungsplan wird im Bestehen der Gemeinde und in ihren Eigenschaften offen gelegt. Denn die Gemeinde ist eine nagelneue Art der menschlichen Gemeinschaft: eine, die nicht durch Rassenzugehörigkeit, Klasse, Sprache oder Kultur zusammenhält, sondern durch das "Band des Glaubens (4:3). Es ist das einzigartige Band der Gemeinschaft, das durch das Frieden stiftende Werk Jesu Christi am Kreuz geflochten wurde (2:14-22).

Die Gemeinde ist die einzige Art menschlicher Gemeinschaft, die nicht durch Rasse, Klasse, Geschlecht, Gesetz, Kultur oder Beruf bestimmt ist. Sie wird durch Christus definiert. Die Gemeinde leitet ihre unverwechselbare Identität einzig und allein von ihrem Bund mit Jesus Christus ab. Es ist eine Identität, die alle menschlichen Unterschiede wie Rasse, Klasse oder Kultur überschreitet und auf diese Weise eine neue Grundlage der menschlichen Zusammengehörigkeit schafft.

Die ethnisch und kulturell gemischte Gemeinde (wie man sie in dieser wunderbaren Versammlung sehen kann) deutet auf die letztendliche Vereinigung aller Geschöpfe hin. Gerade deshalb kann es nur *eine* Gemeinde geben, denn die Gemeinde ist die Erstlingsfrucht der versöhnten Menschheit, und eine gespaltene Gemeinschaft der Versöhnten ist ein Widerspruch in sich selbst!



Aus diesen Gründen ist die Einheit der Gemeinde für Paulus eine objektive, von Gott gegebene und vom Geist geschaffene Tatsache. Diese Einheit ist immer noch etwas, das wir "wahren" oder "erhalten" müssen. Wir müssen sie praktisch ausleben. Die geistliche Verbundenheit durch Christus muss auch ethnisch zum Ausdruck kommen, nämlich dadurch, dass sich jeder Gläubige in jeder Versammlung, jeder Konfession, an jedem Ort und zu jeder Zeit unerschütterlich dazu verpflichtet, der Zwietracht und dem Unfrieden, die in menschlichen Beziehungen unweigerlich auftreten, im Geiste der Demut, Sanftmut, Geduld und Langmut zu begegnen.

Natürlich ist das leichter gesagt als getan. Es ist tatsächlich so schwer, dass wir ständig "darauf bedacht" sein müssen, damit es uns gelingt. Es ist so schwierig, weil der Frieden, den Christus sucht, immer ein *gerechter* Frieden ist. Es ist nicht einfach nur die Abwesenheit oder Vermeidung des Konflikts, sondern der positive Aufbau von Beziehungen, die von Gerechtigkeit, Gleichberechtigung, gegenseitigem Respekt, Würde und Freiheit gekennzeichnet sind (vergleiche 2:17-19). Um solche Beziehungen zu gestalten, müssen wir "wahrhaftig sein in der Liebe" (4:15). Wir müssen ehrlich über die Verletzungen, das Unrecht und die Sünde sprechen, die uns trennen, aber immer im Geiste der Liebe, immer darauf bedacht, "dass der Leib wächst und sich aufbaut in der Liebe" (4:16), und nicht um die Diskussion zu gewinnen.

Es wird Zeit zu schließen. Epheser 4 beginnt mit Paulus' Aufruf an die Leser, "der Berufung würdig zu leben, zu der ihr (in Christus) berufen seid". Dies geschieht durch das Trachten nach Einheit des Leibes Christi im Geiste des Friedens durch die Pflege von Beziehungen, die von Demut, Sanftmut, Geduld und Langmut gekennzeichnet sind.

Das Kapitel schließt in einem ähnlichen Ton. Nachdem er seine Leser daran erinnert hat, wie sie "Christus kennen gelernt..., von ihm gehört haben und in ihm unterwiesen wurden, wie es die Wahrheit in Jesus ist" (4:19-21), wiederholt Paulus die ethischen Tugenden, die sie als von Gott Berufene hegen müssen, um das gnadenreiche Werk der kosmischen Friedensstiftung in der ganzen Welt zu verkündigen.

"Alle Bitterkeit und Grimm und Zorn und Geschrei und Lästerung seien fern von euch samt aller Bosheit. Seid aber untereinander freundlich und herzlich und vergebt einer dem andern, wie auch Gott euch vergeben hat in Christus. So folgt nun Gottes Beispiel als die geliebten Kinder und lebt in der Liebe, wie auch

Christus uns geliebt hat und hat sich selbst für uns gegeben als Gabe und Opfer, Gott zu einem lieblichen Geruch” (4:31 – 5:2).

Amen.

## Mennoniten in der Sowjetunion 1930-1990

Katharina Neufeld<sup>1</sup>

### 1. Die Mennoniten in den 30er Jahren (1929-1941)

Schon in den ersten Jahren nach der Machtergreifung der Bolschewiken war klar, dass eine Rückbildung des Mennonitentums eingetreten war. Die Ergebnisse des kapitalistisch-zivilisatorischen Prozesses der vorausgegangenen Periode waren ausgelöscht, eine neuerliche Entwicklung in dieser Richtung war unmöglich. Das löste eine Auswanderungswelle aus, die 1929 mit dem Verbot zur Ausreise endete.

Wenn Ehrht 1932 der Überzeugung war, dass das Mennonitentum seiner Auflösung und Vernichtung entgegen ging<sup>2</sup>, so ist die Forscherin Prof. Ingeborg Fleischhauer 1987 einer anderen Meinung: "Obwohl die mennonitische Bevölkerung der Sowjetunion bis zum Beginn der dreißiger Jahren stark reduziert war, hatte die geschlossene Siedlungsweise sowie die Verknüpfung von wirtschaftlicher, sozialer und religiöser Struktur der Gemeinden jedoch ihren Widerstand gegen die Maßnahmen der sowjetischen Regierung bis zu einem gewissen Grad erleichtert"<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Dr. Katharina Neufeld ist Leiterin des Museums der Russlanddeutschen in Detmold. Sie hielt diesen Vortrag auf der Mennonitischen Weltkonferenz in Asunción am 16. Juli 2009.

<sup>2</sup> Die Mennoniten in Russland von seiner Einwanderung bis zur Gegenwart. / Adolf Ehrht. 2. Ausgabe (erste 1932) – Steinbach, Kanada: Crossway Publications Inc. , 2003, S. 162.

<sup>3</sup> Die Deutschen in der Sowjetunion/ Benjamin Pinkus; Ingeborg Fleischhauer – Baden-Baden: Nomos, 1987, S. 127.

### 1.1 *“Entbauern” der Mennoniten*

Schon im Jahr 1929 wurde die Zwangskollektivierung eingesetzt, aber da konnte sie noch keine beeindruckenden Erfolge erzielen, bis Stalin in seiner Rede vom 27. Dezember 1929 zur “Liquidierung der Kulaken als Klasse” aufrief. Damit und danach begann die so genannte “durchgängige Kollektivierung” (sploschnaja kollektivizacija), die bei vollem Einsatz des physischen Terrors auf allen Ebenen des inzwischen totalitären Staates endgültig die begehrten Ergebnisse brachte. Die Theorithese des Bolschewiken Nikolai Bucharin, bis 1929 ein Mitstreiter Stalins, dass “die Bauern nichts von ihrem sozialistischen Glück verstehen, deshalb werden wir sie in den Sozialismus mit Zwang bringen müssen”, wurde von Stalin buchstäblich verwirklicht. Es ging in der Sowjetpolitik an erster Linie darum, die Bauern für die riesigen Bauprojekte zu gewinnen, die der Fünfjahresplan 1929-1933 vorsah. Obwohl sich in Sowjetrußland eine Menge von Enthusiasten fanden, die sich freiwillig zur Arbeit auf diesen Bauprojekten meldeten, reichten die freiwilligen Arbeiter doch nicht aus.

Seit Mitte der 1920er Jahren wurde der Großteil der Häftlinge in den sowjetischen Gefängnissen immer systematischer zur Zwangsarbeit eingesetzt. Eine täglich zu leistende, persönliche Arbeitsnorm wurde eingeführt, von deren Erfüllung man die Höhe der Verpflegungsration abhängig machte. Das Solowezki-Lager war in den 1920er Jahren der wichtigste und größte Haftort in der UdSSR, er war das Laboratorium, nach dessen Beispiel sich wenige Jahre später ein Lagersystem unter Staatsverwaltung – Archipel GULAG - über die ganze Sowjetunion ausbreitete.

Es gingen ab den 1930er Jahren mehrere Wellen von Repressalien durch das ganze Land und verschafften immer neue Opfer zur Zwangsarbeit. Unter ihnen waren auch Mennoniten, Geistliche und Großbauern, die zu den Wahllosen gehörten, denen das Stimmrecht entzogen worden war. Die Geistlichen oder Kulaken mussten dem Staat eine Steuer bezahlen, die von Jahr zu Jahr vergrößert wurde. So musste z. B. Jakob Friesen im Deutschen Rayon in Sibirien 1929 415 Rubel zahlen, 1930 jedoch schon 443.<sup>1</sup> Die Steuer wurde mit Absicht so berechnet, dass das ganze Einkommen diese nicht decken konnte, und dann folgte das Urteil wegen Steuerhinterziehung und der Betroffene wurde zur Zwangsar-

---

<sup>1</sup> “Bol’šoj terror” i sud’by nemeckoj delrevni v Sibiri./ Belkovec L. P. – Moskva, IVDK, 1995, S.138.

beit verurteilt. Die Stimmlosen durften nicht in die Genossenschaften eintreten, also auch keine Lebensmittel erwerben, keine landwirtschaftlichen Maschinen kaufen, keine Darlehen aufnehmen. So wurden bis Anfang 1932 alle Großwirtschaften endgültig vernichtet und ihre früheren Besitzer mit ihren Familien oder ohne sie in die Arbeitslager gesteckt.

In der Ansiedlung Neu-Samara, Gouvernement Samara, wurden 1928 159 Mennoniten das Wahlrecht entzogen, darunter waren Großbauern und Geistliche mit ihren Familien, die in die Verbannung geschickt wurden. In einem Brief aus Neu-Samara nach Kanada vom März 1930 war zu lesen: *“In jedem Dorfe hat man einen ‘Kolchos’ eingerichtet”. Stimmlose werden nicht aufgenommen, die müssen alles abgeben. Prediger Bernhard Bergen ist nach dem Norden verschickt. Prediger Abram Janz ebenfalls auf 5 Jahre. Den 8. März wurden trotz fürchterlichem Schneesturm elf Familien weggefahren mit Frau und Kindern, darunter auch der liebe Älteste Daniel Boschmann war. ... Alles was sie mitnehmen durften, waren Forke, Spaten und Beil. Wohin sie gebracht werden, ist noch nicht bekannt. Bis zum 17. März sollen alle Stimmlosen weg sein. Nach diesen kommen die an die Reihe, welche nach Moskau fahren wollten.”*<sup>1</sup>

Einige von ihnen kamen zurück, andere auch nicht. Die Zurückgekommenen wurden dann immer wieder zum Verhör bei der Rayonverwaltung aufgerufen, vor Versammlungen gestellt und abgeurteilt. Es zog sich bis in das Jahr 1935 und dann wurden sie endgültig dem NKWD und dem GULagersystem übergeben. 1937 und 1938 sind die meisten dort verschwunden.

Zwei Mennonitenfamilien, Johannes Penner und Bruno Epp aus Am Trakt an der Wolga wurden als Kulaken im März 1930 nach Kotlas, Gebiet Archangelsk im Norden ausgesiedelt. Aus dem Tagebuch von der Betroffenen Gerta Epp: *“So führen wir mehrere Tage bis wir nach Kotlas, in den Wald kamen, da hielten sie mit ein mal den Zug an, machten die Türen auf und: ‘Aussteigen!’ Mitten im tiefen Schnee im Wald, - keine Station, kein Haus war zu sehen. (6 km war das von Kotlas entfernt, hieß Makaricha). ‘Ausladen!’, wir hatten noch in Lisanderhöh (ein Dorf im Am Trakt – K.N.) einen großen Banschuk (Schafffellmantel-K.N.) zusammen bekommen, das war noch unser Glück, den legten wir auf den Schnee und unsere wenige Sache darauf und die Kinder setzten wir oben rauf, es war hier noch kalter Winter. Die Leute gingen und trugen ihre Sachen. -*

---

<sup>1</sup> Mennonitische Rundschau vom 16.04.1930.

*"Wohin?", - niemand weiß was. Johannes Penner und Bruno gingen hinter her, Leinchen und ich blieben bei den Kindern. Es dauerte mir zu lange und ich ging mich erkundigen. Eine große Baracke voll Menschen. Ich suchte rum, endlich fand ich sie, beide saßen auf einer ‚Polati‘ (russische Bank). Unten und oben Eis und Schnee – ganz verzagt und "kopflös" – hier müssen wir sterben. Als wir uns ein bisschen beruhigt hatten, blieb ich da, um den Platz zu halten und Johannes und Bruno holten Leinchen und die Kinder und Sachen her. Wir kratzten Eis und Schnee ab, legten den Banschuk darauf und unsere Sachen als unsere Betten, legten uns ohne auszuziehen hin, deckten uns zu und schliefen alle in einer Reihe, aber nicht so enge, wie im Zug, das war ab jetzt unsere Wohnung".*

In der Orenburger Ansiedlung wurden 1933 26 Mennonitenfamilien 50 km von den Dörfern entfernt in eine Schlucht verschickt. *"Auf 5 Familien wurde ein Pferd zugeteilt, keine Kühe, kein Obdach. "Es war ein Schmerz, der mit keiner Feder zu beschreiben ist" – so im Brief von Maria Pätkau an ihren Sohn Peter nach Kanada<sup>1</sup>. "Wir durften einen Spaten, eine Axt und einen Eimer, aber keine Nahrung mitnehmen", so Frau Esau, geb. Pätkau.<sup>2</sup>*

In Sibirien wurde die Anzahl von Großbauern, die inhaftiert sein mussten, von dem Geheimdienst für jeden Bezirk vorgeschrieben. Das Deutsche Dorf in Sibirien war bei den Kommunisten ein Begriff für "überwiegend Großbauern" und deshalb die ersten Opfer im Klassenkampf gegen die Kulaken. Ein Teil der Deutschen Kulaken war auf dem Bau in Kuzneck (5000 Familien nur 1931 angekommen) und in die Gruben von "Ostkohle" – Wostokugol' (15 000 Familien) ausgesetzt.<sup>3</sup>

Die Technik der Kollektivierung war ganz willkürlich und voller Missverständnisse. So wurde das Getreide requiriert, die Normen waren willkürlich, sogar das Saatgut, Viehfutter oder Lebensbedarf blieben unberücksichtigt. Frau Pätkau aus Kamenka, Orenburg, erinnert sich: *"Uns wurde alles weggenommen, das Vieh aus dem Stall bis auf das letzte Huhn, alle Geräte, die Möbel, Bettwäsche, Geschirr, Kleider und Schuhe, nur das blieb uns, was wir auf dem Leib hatten. Jeder von uns durfte eine Schüssel, Löffel, Gabel, Messer und eine Tasse*

---

<sup>1</sup> Der Weg zur Heimat. Erinnerungen meiner Mutter/ Abram Teichrib – Selbstverlag, S. 46.

<sup>2</sup> Ebenda. S. 43.

<sup>3</sup> "Bol'shoj terror" i sud'by nemeckoj delrevni v Sibiri./ Belkovec L. P. – Moskva, IVDK, 1995, S.134.

*behalten, sowie einen Kochtopf, Pfanne und eine große Schüssel für die Familie. Wir durften dann auch ein Kissen, eine Decke und ein Laken behalten”<sup>1</sup>*

Hinzu kam, dass am 7. August 1932 das Gesetz “Über die Bewahrung des sozialistischen Gutes” herausgegeben wurde. Alle, die Getreide vom Feld oder aus dem Speicher gestohlen hatten, wurden zu “Feinden des Volkes” erklärt und zu 10 Jahren Haft verurteilt. Es wurde im Volksmund das Gesetz “über die Ährchen” genannt. Allein im Jahr 1932-33 wurden nach diesem Gesetz über 300 000 Menschen verurteilt, davon 5 % erschossen. Dieser Zwang den Bauern gegenüber verursachte eine neue Hungersnot 1933-1934. Allein in der Ukraine sind 1933 1 700 Deutsche in Städten und 12 000 auf dem Land vor Hunger gestorben, so Fleischhauer. Ein Brief von Johann Sawatzky, Ukraine: *“In der UdSSR herrscht ein größter Hunger und Armut. Bei uns waren es 103 Wirtschaften, 18 sind geblieben, die anderen sind ausgestorben, es wurden Kinder geschlachtet und gegessen. Ich selber habe meine 3jährige Tochter aufgegessen. Nach diesem habe ich keine Lust mehr zum leben. All das haben wir dem Sowjetsystem zu “verdanken.”<sup>2</sup>*

Für die Missverständnisse und Hungersnot wurden die Kolchosverwaltungen beschuldigt und dann bestraft. 1932 waren es 766 Personen, 1932-33 wurden 1208 “konterrevolutionäre Kolchosengruppen” entdeckt und liquidiert, 6682 Personen wurden verhaftet. Es wurden so viele Landwirte verhaftet, dass die Obrigkeit extra Maßnahmen unternehmen musste um sie wieder zu befreien, sonst platzte die Seekompanie 1934. Aber die jährliche Ablieferung von Getreide folgte jetzt problemlos und Hunger und Not traten für immer ein. Der Ertrag vom Feld wurde immer niedriger, jede Ernte wurde kontrolliert. Um diese durchzuführen mussten die Verwaltungskräfte aus der Stadt kommen. Als Norm galt jetzt, dass 60 % von der Ernte kostenlos an den Staat abgeliefert, 30 % als Saatgut behalten wurde und 10 – 12 % die Bauern behalten durften. Das Einkommen der Bauern war niedrig, und trotzdem verschuldeten sich die Kolchosen immer mehr beim Staat. Ein Lohn wurde nach den Arbeitstagen (Paj oder Trudoden’) ausgerechnet. Im Durchschnitt waren es 87 Arbeitstage pro Kopf im

---

<sup>1</sup> Der Weg zur Heimat. Erinnerungen meiner Mutter/ Abram Teichrib – Selbstverlag, S. 37.

<sup>2</sup> Tragiëeskije sud’by. Politiëskije repressii protiv nemeckogo naselenija Ukrainy v 1920e – 1930e gody / V. V. Èncov – Moskva: Gotika, 1998, S. 59.

Jahr und 93 bis 14 Kopeken pro Arbeitstag wurden ausgezahlt.<sup>1</sup> An Naturalien wurden 5,47 kg oder 3,64 kg, oder 2,15 kg pro Arbeitstag ausgezahlt.

### *1.2 Verfolgungen des Glaubens wegen*

Im Oktober 1922 wurde in Chortiza eine "Kommission für religiöse Angelegenheiten der Mennoniten der UdSSR" gegründet, die die Rechte der Kirche vertreten sollte. Eine 1925 einberufene Konferenz der Mennoniten einigte sich auf die künftige Strategie der Mennonitengemeinden gegenüber der sowjetischen Religionspolitik. Während so die Mennoniten in den 20er Jahren die religiöse und physische Existenz ihrer Gemeinden wenigstens in begrenztem Umfang verteidigen und schützen konnten, traf sie die Verfolgung der dreißiger Jahre mit um so größerer Stärke.

Die deutschen Mennoniten und Angehörige der mennonitischen Freikirche wurden beschuldigt, dass sie durch ihre ablehnende Haltung gegenüber dem Wehrdienst die Rote Armee schädigen und schwächen wollten, die Emigrationsbewegung mitgetragen und unterstützt hätten, Bauernrevolten gegen das Sowjetsystem gefördert und die Kollektivierung sabotiert hätten. Bis 1939 wurden sie häufig der direkten Spionage für Hitler-Deutschland beschuldigt.

Die Formen antireligiöser Aktivitäten reichten nunmehr von lautstarker Propaganda in den Massenmedien über die Erschwerung der Durchführung religiöser Feste und Erziehung bis hin zur Schließung von Kirchen und Gotteshäusern und der Inhaftierung und Aburteilung von Geistlichen. Der "Verband der Gottlosen" wurde 1925 gegründet.<sup>2</sup> Eine atheistische Zeitschrift "Neuland" in deutscher Sprache wurde herausgegeben. In den Schulen wurde die antireligiöse Erziehung festgelegt. Lehrer, die sich dem Zwang ihres Gewissens nicht entziehen konnten, mussten den Schuldienst quittieren.

Zwei Gedichte vom *Lehrer Johann H. Janzen Ohrloff, Molotschna*, wurden in der *Verbannung in den dreißigen Jahren geschrieben*. *Johann Janzen hatte zwei Kinder*. "Mein Gebet" zitieren wir hier vollständig:

*Mein Gebet*

*Mein Gott, durch diese Lebensschweren Stunden*

---

<sup>1</sup> "Bol'shoj terror"..., S. 151-153.

<sup>2</sup> Die Deutschen in der Sowjetunion/ Benjamin Pinkus; Ingeborg Fleischhauer – Baden-Baden: Nomos, 1987, S. 115.



*geleite Du mich, denn ich fürchte mich.  
 Die Welt schlägt mir so tiefe schwere Wunden  
 Sie tötet mich noch einmal sicherlich.  
 Den Docht (Fital') den glimmenden droht oft mal zu ersticken,  
 Der Fußtritt hoher Menschen – und das Rohr  
 das schwache wird wohl einmal knicken  
 der raue Sturm, O, Herr, heb mich empor.  
 Ich wanke Schritt für Schritt auf rauem Pfad  
 bald ist vielleicht mein Pilgerlauf schon aus.  
 Ums Leben ist mir's wahrlich nicht mehr schade  
 Ich sehne mich so sehr, so sehr nach Haus.  
 Und komm ich heim, O, Jesu, eines flehe  
 in tiefer Demut heute ich zu Dir,  
 Ich beuge mich Dein Wille, Herr, geschehe –  
 doch dieses eine, Herr, gewähre mir –  
 So oft hat mich die kalte Welt verstoßen,  
 einsam verschmachtet, verspottet und verhöhnt,  
 Darum O, Herr, wenn heim ich kommen werde  
 Im Lauf der endlos langen Ewigkeit,  
 in der Du weidest und erquickst die Herde,  
 Die Deinen – nach dem langen schweren Streit  
 Dann, o mein Heiland, zieh einmal mich in die Arme,  
 Lass mich vergessen all das Leid, die Last –  
 und sag: "Ich hab dich je und je geliebet,  
 drum zog ich dich aus Liebe her zu mir".  
 Dann ist's genug – dann wie es Dir beliebt  
 so schick's in Ewigkeit hinfort mit mir. Amen.<sup>1</sup>*

Nach 1929 bestand längere Zeit, außer der Verteilung der von Evangeliumschristen erhaltenen Bibel in den 20er Jahren, keine weitere Möglichkeit des Bibeldrucks.

In den dreißiger Jahren wurden alle mennonitischen Kirchen geschlossen. 1937-1945 befand sich die mennonitische Kirche in der UdSSR in einem Zustand totaler Auflösung. Gottesdienste wurden im kleinsten Rahmen, vornehmlich im engsten Kreis einzelner Familien gefeiert; und ein einziger überlebender Predi-

---

<sup>1</sup> Archiv des Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte, Detmold.

ger erfüllte vielfach die Funktion der gesamten Gemeindehierarchie, so Fleischhauer. Mehrmals waren es die Frauen, die ohne Männer geblieben waren.

### *1.3 Die Repressalien 1934-1941*

Nach wissenschaftlichen Angaben von einem russischen und ukrainischen Historiker (Tschenzov und Archijerejskij) wurden seit den 30er Jahre besondere Repressalien gegenüber den Deutschen ausgeübt. Einmal wegen der Verweigerung der Kollektivierung und zum anderen nach Hitlers Machtergreifung (1933) wurden die Deutschen automatisch zur "fünften Kolonne" des wachsenden Deutschen Nationalstaates eingestuft.<sup>1</sup>

Paket- und Geldsendungen aus Deutschland und Amerika durch Torgsin in die UdSSR gingen ab 1934 einher mit Einschüchterungen, die es deutschen Sowjetbürgern bald unmöglich machte, Geschenksendungen aus Deutschland in Empfang zu nehmen. Zu der Pressekampagne, die die Bettelpakete aus einem kapitalistischen Staat als eine Schmach für die Bürger des blühenden sozialistischen Sowjetstaates brandmarkte, trat der von den örtlichen Verwaltungsorganen ausgeübte Druck, die Annahme dieser Sendungen zu verweigern und sich weitere Zuwendungen zu verbitten. Wer derartige Empfehlungen nicht beherzigte, musste damit rechnen, verhaftet und als Konterrevolutionär und Agent des deutschen Imperialismus vor Gericht gestellt zu werden.<sup>2</sup> Auch die Kontakte zu den diplomatischen Einrichtungen Deutschlands wurden für die deutschen Sowjetbürgern ab jetzt erschwert. "Der eiserne Vorrang" fiel.

Immer öfter wurden die Deutschen wegen ihrer Deutschzugehörigkeit verfolgt und verhaftet. Z. B. wurden in der Ukraine 1933 von der GPU 143 Deutsche und Ukrainer verhaftet, die eine gewisse "Orientierung zum faschistischen Deutschland" zeigten und "Werbung in den deutschen Kolonien" ausgeübt hätten. In sechs Monaten wurden 1934 von der GPU in der Ukraine 85 faschistische Organisationen "entdeckt", 250 Menschen verhaftet, darunter 150 Deutsche. Eine Offensive antideutsche Kampagne fand nach dem Parteibeschluss vom 5. November 1934 "Über den Kampf gegen das konterrevolutionäre Element in den

---

<sup>1</sup> Обшёност' судеб немцев Украйны i Россii д конце 1920ч – 1930je гг./ V. V. Èencov, D. V. Archijerejskij – In "Nemcy Rossii I SSSR: 1901-1941 гг. – Moskva: Gotika, 2000, S. 310.

<sup>2</sup> Die Deutschen in der Sowjetunion/ Benjamin Pinkus; Ingeborg Fleischhauer – Baden-Baden: Nomos, 1987, S. 195.

deutschen Kolonien” statt. Faktisch bedeutete es, dass die Machthaber jeden Deutschen als faschistischen Spion, Agent, Diversant oder einfach Sympathisant Deutschlands unter Verdacht hielten. In der Ukraine waren es dann später einzelne Beschlüsse “Über die Deutsche Rayons”, “Über die Übersiedlung aus den Grenzgebieten” (Dezember 1934), “Über die Verunreinigung von klassenfeindlichen Elementen im Chortizer deutschen Maschinenbautechnikum” (April 1935), “Über den Unterricht in ukrainischer Sprache in den deutschen Nationalen Rayons” (März 1935). Seither wurden immer mehr Mennoniten verhaftet.<sup>1</sup>

Johann Klassen, Jahrgang 1907, Lehrer, erinnerte sich 1995 über das Gruppenporträt von Schullehrer in Lugowsk, Ansiedlung Neu-Samara, Gebiet Orenburg: *“Auf diesem Bild bin ich wohl der Jüngste. Alle jungen Lehrer auf diesem Foto waren weder Parteimitglieder noch Komsomolzen. Aber: Entkulakisierung und Kollektivierung rückten näher, und die Zügel wurden auf allen Gebieten angezogen, auch unter den Lehrern. 1929 wurden Abram Thiessen, Heinrich J. Reimer und Johann J. Dück aus politischen Gründen verhaftet und zu drei Jahren Strafarbeitslager verurteilt. Das gleiche Schicksal traf einige Jahre später Johann H. Dück, Heinrich H. Reimer und Johann Kasdorf. Dann aber kam das Jahr 1937, der Höhepunkt von Stalins Terror. Johann Fast und Alex Rolf wurden erschossen, Johann Janzen, Johann H. Dück und David Theißen verschwanden, Heinrich Heide, Kornelius Dück, Kornelius Fedrau und ich wurden im November 1937 zu zehn Jahren Strafarbeitslager verurteilt, wo Fedrau verstarb. Während des Krieges wurden alle deutschen Lehrer in die Trudarmee einberufen. Dort wurden Jakob Fast und Gerhard Wiens verhaftet und erschossen. H. Heide, K. Dück und ich kehrten nach zehn Jahren Haft in unser Heimatdorf Lugowsk zurück. Nach weiteren zwei Jahren wurden wir jedoch wieder verhaftet und lebenslanglich nach Sibirien verbannt. Ich erfuhr das Urteil im Untersuchungsgefängnis von Orenburg, wo ich vom 1. August 1951 bis zum Oktober war. Es lautete: 'Lebenslange Verbannung nach Sibirien als zugehörig zur konterrevolutionären Gruppe von 1943-1947'. Ich durfte nicht mehr meinen Beruf als Lehrer ausüben, sondern mußte in der Taiga arbeiten. Im Frühjahr 1952 kam meine Familie an, denn wir mußten uns auf 'lebenslang' ('na wet-schno') einrichten. Aber im August 1954 durften wir in unser Heimatdorf zurück, wo ich bald wieder Mathematik unterrichten konnte. Ich fühlte aber, dass ich*

---

<sup>1</sup> Tragiëskije sud’by. Politiëskije repressii protiv nemeckogo naselenija Ukrainy v 1920e – 1930e gody / V. V. Ėencov – Moskva: Gotika, 1998.

*unter heimlicher Aufsicht stand»<sup>1</sup>*

Es schreibt Helene Lammert, geb. Töws, am 05.08.1998 in Deutschland: *“Meine Eltern waren Mennoniten, Vater war Prediger, er wurde 28.02.1938 erschossen, das erfuhr ich erst als wir mit den Dokumenten anfangen zu arbeiten, 1990”*. Willi Fröse aus Lindenau, Am Trakt schreibt: *“Im Dezember 1937, es war Sonntag, wurde Mama bei uns zu Hause in Haft genommen. Zumal hatten wir schon die Inhaftnahme Papas ein Jahr zuvor am 28.09.1936 erlebt. Mama und eine Reihe anderer Frauen unseres Dorfes, die 1937 in Haft genommen wurden, verschollen auf immer ohne Gericht und irgendwelcher Nachricht über ihr weiteres Schicksal”<sup>2</sup>*. Erst später im Jahr 1990 erfuhr der Sohn, das seine Mutter schon nach ein Paar Tagen nach dem Abholen erschossen wurde. Als Urteil war: *“Anteilnahme in konterrevolutionärer Gruppe und Verbreitung provokatorischer Gerüchte über die Sowjetmacht und das Leben in der Kolchose”*.

Susanne Isaak, geb. Peters, Kolonie Zentral, Gebiet Voronesch: *“Wenn die Zentraler Familienväter 1933 in größeren Gruppen verhaftet wurden und auf einer großen Prozessveranstaltung allesamt zu drei Jahren Verbannung abgeurteilt wurden, so war es in der zweiten Hälfte der 30er Jahre anders. Insgesamt wurden 14 Personen verhaftet, die nach und nach abgeholt wurden. Und immer nachts. 1935 – zwei Personen. 1937 – mehrere und 1938 – die restlichen. Einige von ihnen waren schon 1933 verbannt gewesen. Neun Personen wurden dieses Mal zum Tode verurteilt. So auch mein Vater und sein Neffe David Peters.”<sup>3</sup>*

1937 nahm die Repressalienpolitik massenhaft zu, wobei es bei den Strafmaßnahmen üblich geworden war, dass man höhnisch mit den juristischen Normen umging und die Reihenfolge des Gerichtsverfahrens vereinfachte. In der Ukraine wurde 1937 ein Vorschlag gemacht, alle Deutschen auszusiedeln, weil sie alle *“von der faschistischen Ideologie infiziert”* seien. Das wurde zum Anhaltspunkt bei den weiteren Handlungen der OGPU. In jeder Säuberungskampagne wurden Deutsche repressiert, ganz gleich, ob es sich um Trotzlisten, Zinowjewen handelte oder um nicht konforme Meinungsäußerungen. Sie wurden als Angestellte, Gläubige etc. verhaftet. Die Deutschen wurden von den NKVD Leuten zu verschiedenen Gruppierungen, Abteilungen, Agenturen, Netzen usw

---

<sup>1</sup> Archiv des Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte, Detmold.

<sup>2</sup> Ebenda.

<sup>3</sup> Susanne Isaak, aus der Rede zur Eröffnungsfeier am 5.10.2002 im Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte Detmold.

zusammengewürfelt. In der Praxis wurden dann Massenverhaftungen in den Kolonien oder Deutschen Rayons durchgeführt. Auf einen Schlag wurden im Gebiet Dnjepropetrovsk/ Jekaterinoslav 2 576 Personen abgeholt, von denen 2 413 Deutsche waren. Es wurde über die Vernichtung von acht aufständischen Organisationen berichtet, die aus 59 Angriffseinheiten und 10 aufständischen Gruppen bestanden. Insgesamt wurden im Gebiet Dnjepropetrovsk vom 1.10.1936 – 1.07.1938 30 000 Personen verurteilt, von denen 7 857 Deutsche waren (jeder vierte!). So auch in anderen Regionen, wo Deutsche lebten. In einem Dorf Dolinsk, Neu-Samara, mit 47-50 Höfen wurden mit einem Schlag der OGPU 1941 22 Männer abgeholt, die niemals mehr zurück kamen. Aus dem Dorf Donskoje wurden aus einer Familie Wittenberg der Vater und drei Söhne verhaftet. In Podolsk in der Familie Johann Neufeld waren vier Familienväter verhaftet, wobei zwei im Lager starben und zwei erschossen wurden. Im Dorf Bergtal, Kirgisien wurden 12 Männer 1938 verhaftet und erschossen.

1938 wurden alle nationalen Dorfsowjets, deutsche Rayons sowie deutsche Schulen und mehrere Zeitungen geschlossen.

## **2. Mennoniten zwischen Stalin und Hitler (1941-1956)**

### *2.1 Deutscher Überfall auf die Sowjetunion und die Folgen für die Mennoniten*

#### 2.1.1 Deportation

Der Zweite Weltkrieg hat allen Völkern Europas unsägliches Elend gebracht. Einen besonders hohen Preis haben die Deutschen in der UdSSR zahlen müssen. Der Rechtsstatus der Deutschen hatte sich total verändert, was weitgehende Folgen mit sich brachte. Die rechtlichen Grundlagen der Deutschen wurden ab 1941 auf der staatlichen Ebene nicht mehr berücksichtigt. Bis zu dem Befehl vom 28. August 1941 waren die deutschen Bürger der UdSSR formell mit anderen Bürgern dieses Staates gleichgestellt. Mit dem Erlass vom 28. August “Über die Übersiedlung der Deutschen, die im Wolgagebiet leben” wurde die Deportation beschlossen. Dieses Gesetz hatte präventiv die ganze deutsche Bevölkerung der Wolgadeutschen Republik (auch der UdSSR) als Mitschuldner für die “Tausenden und Zehntausenden von Diversanten und Spionen”, die die ganze deutsche Bevölkerung “verborgen” haben soll, erklärt. Damit wurde ohne ge-

richtliche Entscheidung das ganze deutsche Volk im Lande als schuldig befunden und infolgedessen deportiert. Von August 1941 bis Januar 1942 waren 894 626 (so Peter Rempel) Angehörigen der deutschen Minderheit aus dem europäischen Teil des Landes nach Sibirien und Kasachstan deportiert worden. Aus diesem Erlass geht hervor, dass alle grundlegenden Fragen, die mit der Lage des deutschen Volkes in der Sowjetunion verbunden waren, den Straforganen anvertraut wurden. Entsprechende Entscheidungen wurden in den Strukturen der Macht getroffen und von den höchsten Führern des Landes, vor allem von Stalin und Berija, sanktioniert. Damit wurden die Deutschen von der Seite des Hauptverwaltungsorgans – des Präsidiums des Obersten Sowjets – als Verbrecher anerkannt. Es trug die Hauptschuld für das Verbrechen des Staates für den organisierten physischen und moralischen Genozid an den Russlanddeutschen in den Kriegs- und Nachkriegsjahren.

Der Weg in die Deportationsgebiete war schlimm und lang. Unterwegs waren den Verbannten alle normalen Lebensbedingungen untersagt worden, als sie nach den östlichen Gebieten der SU gebracht wurden. Die Ansiedlung wurde dabei nach Kontingentplan des Verteidigungskomitees durchgeführt, wobei die Wünsche der Deportierten nicht berücksichtigt wurden. Somit wurden die Verwandten, auch die Dörfergemeinschaften, oft auseinander gerissen, was die Überlebensstrategie der Deutschen abschwächte. Angekommen, mussten viele Familien tagelang unter heiterem Himmel leben bis sie verteilt und irgendwie untergebracht wurden, und das war in den Monaten September - November in Sibirien. Es musste gekocht, gewaschen und gebadet werden, und da wurden unter den gegebenen Umständen neue Möglichkeiten gesucht. Ihre Verluste in den ehemaligen Wohngebieten wurden nicht durch Geld oder Naturalien ersetzt. Es musste ganz neu angefangen werden.

Die Deutschen wurden in den Verbannungsorten nicht gleich aufgenommen. In einigen Ortschaften waren die Ansässigen den Deutschen gegenüber feindlich eingestellt, und dementsprechend wurden sie auch behandelt, so z. B.: *Im Kolchose "Mirovoj Oktjabr" Gebiet Omsk, hatte eine russische Frau, die deutsche Deportierte in ihrem Haus aufnehmen sollte, gesagt: An der Front müssen unsere Männer Blut vergießen, und hier sollen wir diese Teufel retten"* und kategorisch die Unterkunft in ihrem Haus abgelehnt.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Nemezkiye zhenschtschiny v gody vojny i specposelenija (1941-1955)/ V. Bruhl – In: "Nemzy SSSR v gody Velikoj otetschestvennoj vojny i v pervoje poslevojennoje des-

Als Mennonit Deutsch zu bleiben war nicht mehr so wichtig wie die neue Überlebensstrategie. Und trotzdem wurden unter dem knappen Hab und Gut, was man im Gepäck mitnahm, Bibeln mitgenommen und Weihnachten gefeiert.

### 2.1.2 Treck nach Deutschland und zurück

Die von der Deutschen Wehrmacht überrollten deutschen Kolonien im Westen der Sowjetunion haben bis zu deren Rückzug 1943 nicht Schlimmes erleben müssen, und sind erst im Treck nach Westen 1943-1945 in Kriegsumstände verwickelt worden. Von dort sind von insgesamt 320 000 Deutschen ca. 170 000 nach dem Kriegsende in die Sowjetunion zurück verschleppt und in die Verbannung verschickt worden.

### 2.1.3 Arbeitslager, Arbeitskolonnen

Die erste Welle von mobilisierten Deutschen erfolgte nach dem Beschluss des ZK der WKP (b) vom 31. August 1941 "Über die Deutschen, die auf dem Territorium der Ukrainischen SSR leben". Zur Mobilisierung gehörten Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren. Von diesen Deutschen wurden 13 Bautruppen geformt mit insgesamt 18.600 Männern und in vier GULAG-Objekte der NKVD verschickt: Iwdel'lag, Solikambumstroj, Kimpersajlag und Bogoslowstroj.<sup>1</sup>

Gleichzeitig wurden nach dem Beschluss des Staatlichen Verteidigungskomitees der UdSSR vom 8. September 1941 Armeeinghörige deutscher Volkszugehörigkeit in die Bautruppen versetzt. Es waren über 3675 Männer. So das sich zum 1. Januar 1942 schon insgesamt über 22.000 Deutsche in der Trudarmee befanden.

Nach den Beschlüssen des Staatlichen Verteidigungskomitees vom Januar und Februar 1942 wurden alle deutschen Männer von 17 bis 50 Jahre in die Arbeitskolonnen mobilisiert. Zuerst die deportierte Männer, dann aber auch die Ansässigen. Die Mobilisierten wurden den GULAGen und Bauten des NKVD zugewiesen. Insgesamt wurden in diese Zeit 133.831 deutsche Männer mobilisiert.<sup>2</sup>

Im Oktober 1942 hat die größte Mobilisierung der Deutschen in die Arbeitsko-

---

jatiljetije 1941-1955 . 7. Intern. Konferenz , Moskau 19-22.10.2000 – Moskva: Gotika, 2001, S. 63.

<sup>1</sup> Nemcy SSSR v trudovoj armii (1941-1945) / A. A. German, A. N. Kuroëkin – Moskva: Gotika, 1998, S. 48-49.

<sup>2</sup> Ebenda, S. 55, 61.

lonnen stattgefunden. Nach dem Beschluss vom 7. Oktober wurden nicht nur Männer, sondern auch deutsche Frauen in die Trudarmee einberufen. Von allen anderen nationalen Minderheiten wurden nur die Männer und von den Deutschen auch die Frauen in die Arbeitskolonnen mobilisiert. Ab jetzt wurden die Arbeitskolonnen nicht nur für die GULAGen und Bauten der NKVD gebildet, sondern auch für die anderen Volkskommissariate, wie z. B. für die Öl- und Kohlenindustrie, Munitionherstellung und Bauwesen. Insgesamt waren die Mobilisierten in 34 Volkskommissariaten tätig. Von den insgesamt 123.522 einberufenen Deutschen waren 70.780 Männer und 52.742 Frauen,<sup>22</sup> von denen 6 436 Frauen Kinder zu Hause hinterlassen hatten.<sup>1</sup>

Der Künstler (Bildhauer) Jakob Wedel ist in Kirgisien 1931 geboren. Seine Mutter musste in die Arbeitkolonne und fünf Kinder(!) blieben ganz allein, weil der Vater schon früher verhaftet und nicht mehr zurückgekommen war. Das Erlebnis, wie seine Mutter Abschied von ihren Kindern nimmt, ist dem Bildhauer in seinem Gedächtnis geblieben und, als er 1988 nach Deutschland kam, fing er sofort mit der Darstellung dieses Ereignisses an. Die Plastik von Jakob Wedel "Der Leidensweg. Verbannung der Deutschen Frauen 1942" (im Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte, Detmold präsent) stellt den *schweren Abschied von den Kindern dar. Dieser Schrei und Weinen der Kinder macht die Frauen fast wahnsinnig. Aber der Konvoi ist kaltblütig und treibt die Kolonne in Richtung Bahnstation, um die Mobilisierten abzutransportieren.*

Es hieß in Punkt 3 des Mobilisierungsbefehls vom 7. Oktober 1942: "Kinder über 3 Jahren werden den anderen Mitgliedern der jeweiligen Familie in Pflege gegeben. Sind keine anderen Familienmitglieder außer den zu Mobilisierenden vorhanden, so werden die Kinder den nächsten Angehörigen oder den deutschen Kolchosen in Pflege gegeben."<sup>2</sup>

Auch nach dem Beschluss vom 7. Oktober 1942 gab es noch Einberufungen. Im großen Ganzen bis dem Jahr 1944 waren in die Trudarmee ca. 382.848 Deutsche mobilisiert worden. Im Zeitraum vom Januar 1944 bis zur Auflösung der Arbeitsarmee (1946) wurden keine Mobilisierungen unter den Deutschen in der UdSSR mehr durchgeführt. Aber die Arbeitskolonnen wurden in der Zeit danach von den repatriierten Volksdeutschen aus dem westlichen Teil der UdSSR und aus Deutschland ergänzt. Insgesamt sollen 203.796 Repatriierte – unter ihnen

---

<sup>1</sup> Ebenda, S. 63.

<sup>2</sup> Ebenda, S. 120.



waren bis zu 134.000 Erwachsene – nach Tadschikistan, Tjumen, Novosibirsk, Archangelsk und in andere Gebiete der UdSSR verschleppt worden sein.<sup>1</sup>

Im Jahre 1942-1943 soll die Zahl der Deutschen 60-70 % aller Arbeitsmobilierten in der UdSSR gewesen sein<sup>2</sup>. Die Verhältnisse, unter denen sie arbeiten mussten, waren wie in einem Gefangenenlager mit strenger Bewachung, Schwerarbeit und psychischem Druck von Seiten der Vorgesetzten. Gerhard Wolter erinnert sich: *“Ich traf auf dem Bakal-Bau mit dem ersten Menschenstrom vom Februar ein und weiß, dass hier unsere Deutschen von Null anfangen, mit den ersten Pflöcken, der ersten Rodung für die Wege in dem riesigen, von Birken überwachsenen schneeweißen Raum. Unter den Schneehaufen konnte man sogar die Stangen finden, mit denen die Projektleiter die Standorte der künftigen Werkstätten, Domänen und Koksöfen festlegten. Ringsum gab es nichts außer Schnee, Birken und dem alles durchdringende Ural-Frost. Man fing mit den ersten Aushebungen für die Baracken und mit den Gruben für die Pfeiler des Drahtzauns an. Nicht weit von jedem der künftigen Schlüsselobjekte wurden Lagerabteilungen errichtet, damit es die Konvois für das streng bewachte deutsche Spezialkontingent nicht zu weit hatten. Seinerseits war der ganze Komplex von einem ungefähr dreißig Kilometer langen Außenzaun umgeben. Es gab eine bewaffnete Wache, damit kein einziger von den “Arbeitsoldaten” aus dem gigantischen Lager ausbrechen konnte.*

*Es ist viel Wasser den Berg hinunter geflossen während eines halben Jahres. Mit ihm zusammen wurden auch zahllose Menschen fortgerissen. In den Baracken war mit jedem Monat mehr Platz. Die anderen starben still und unmerklich auf den Pritschen – sozusagen im eigenen Bett. Tags darauf holte man sie von den Pritschen, lud sie auf einen Traktorenwagen und fuhr sie zu dem Platz für Menschenabfall im Nordteil der “Zone”. Andere gelangten auf dem gleichen Weg durch die Abteilung für Gesundheitsprophylaxe...“<sup>3</sup>*

---

<sup>1</sup> Deportation Sondersiedlung Arbeitsarmee. Deutsche in der Sowjetunion 1941 bis 1956 /hrsg. Von A. Eisfeld, V. Herdt – Köln: Wissenschaft und Politik, 1996, S. 183.

<sup>2</sup> Nemcy SSSR v trudovoj armii (1941-1945) / A. A. German, A. N. Kuroëkin – Moskva: Gotika, 1998, S. 65.

<sup>3</sup> Deportatij nemcev is jevropejskoj tschsti SSSR i Trudarmija po “soverschenno sekretnym” dokumentam NKVD SSSR 1941-1944”/ P. B. Rempel – In “Rossijskije nemzy. Problemy istorii, jazyka i sovremennogo poloshenija” – Konferenz Anapa 20-25 September 1995, - Moskva, Gotika, 1996, S. 79.

Die Frauenarbeit im Arbeitslager ist durch die Plastik von Jakob Wedel "Die letzte Kraft", oder "Die Mutter" künstlerisch dargestellt.

*Sehen wir uns das Bild vom Werk an. Das von Hunger, unsagbarem Kummer und Sorge gezeichnete Gesicht dieser Frau spricht Bände: Sorge um die zu Hause zurückgelassenen Kinder ab 3 Jahren, die ohne jegliche Vorräte, Verpflegung, Einkommen und Aufsicht dem schlimmsten Hungerdasein preisgegeben sind. In schmerzvoller Erinnerung klingen ihr in den Ohren die unter Tränen erstickenden Ausrufe ihrer Kinder: "Mama, Mama, verlass uns nicht"<sup>1</sup>.*

Aus dem Bericht der Lagerverwaltung im Gebiet Tschkalov: "Für 12 630 Mobilisierten Frauen sind die Lageranlagen nicht vorbereitet. Die Wohnungen (gemeint sind Baracken und Erdhütten) sind nicht ausreichend. Die vorhandenen sind ohne Dächer, keine Betten, keine Matratzen, keine Sanitätsanlagen. In den vorhandenen Baracken für 200 Personen geeignet, sind über 400 untergebracht. Es brachen Epidemien aus. Keine Waschanlagen und Bademöglichkeiten. Auch das Trinkwasser fehlte, die Zwangsarbeiterinnen nutzen Schnee als Trinkwasser. 50 % der Arbeiterinnen können kein warmes Essen bekommen, weil die Kantinen fehlen. Es gibt nicht mehr als 300 gr. Brot, den Rest der Norm kriegen die Arbeiter als Teig, um selbst das Brot zu backen. Die Wohnumstände sind sehr schlecht. Die Insassen haben Läuse, 86 Personen sind Typhuskranke."<sup>2</sup>

*Erinnerungen:*

*Elfriede Warkentin: "Südlich von Novosibirsk gab es ein Gefängnis für gefährliche Kriminelle, die zu Sonderhaft verurteilt waren. Zu Anfang des Krieges formierte man aus diesen Verbrechern Strafbataillone und brachte sie in den Krieg. Jetzt stand das Gefängnis leer. Hohe Mauern aus Eisenbeton, deren Gipfel mit einigen Reihen Stacheldraht und Beobachtungstürmen versehen waren, umgaben diese Anstalt. Dorthin brachte man jetzt die Frauen und Mädchen. Die vorhandenen Baracken reichten aber nicht aus. Eilig wurde mit dem Bau neuer Baracken begonnen. Bis zu ihrer Fertigstellung brachte man uns 30 Mädchen in*

<sup>1</sup> Unglaublich. Unbegreiflich. Ungeheuerlich. Überlebende Russlanddeutsche berichten und erzählen/ hrsg. Gisela und Arnold Harfst – Delmenhorst, 1994, S. 18-20.

<sup>2</sup> "Mobilizovat' nemcev v rabocije kolonny..." I. Stalin 1940yje. /Bugaj, N. F. – Moskva : Gotika, 1998, S. 222.

einer ehemaligen, halbzerfallenen Bäckerei unter, wo schon das Dach fehlte. Nachts leuchteten uns die Sterne auf den obersten Pritschen. Die unteren waren in Dunkel gehüllt. Dort befanden wir uns bis dem 16. Dezember und das in Sibirien. Dann kamen wir in die neu gebaute Baracke. Dort war nicht mal ein Ofen. In kleinen Zimmern auf zweistöckigen Pritschen schliefen 30 Menschen. Sie wärmten mit ihren Körpern den Raum, wie das Vieh im Stall. Bei diesen unmenschlichen Verhältnissen gab es täglich Tote zu beklagen. In einer kalten Winternacht schlief eine Frau neben mir auf der Pritsche und zwei Frauen auf der Pritsche unter uns. Am Morgen konnte nur ich mich noch erheben. Die anderen drei waren tot. Die eine, schon etwas ältere Frau, hatte des Öfteren von ihren fünf Kindern erzählt, die bei ihrer Mutter waren. Nachricht von ihnen hatte sie jedoch keine. Vielleicht waren sie schon verhungert. Jetzt würden die fünf Kinder ihre Mutter nie wieder sehen.”<sup>1</sup>

Johanna Jenn, geb. Federau, aus dem Dongebiet, geboren 1925, wurde mit 17 Jahren mobilisiert: “Der Winter 1942-43 war sehr kalt. Wir Frauen und Mädchen mussten den gefrorenen Boden hacken. Hacken hört sich so einfach an. Wir mussten eine Grube, etwa 80 cm breit und 220 cm tief und 25 Meter lang, graben. In diesen Gruben wurden Wasser- oder Erdölleitungen verlegt. Wissen sie, wie man gefrorenen Grund gräbt?

Am leichtesten geht es, wenn es Lehmboden ist. Man nimmt die Brechstange und schlägt 10- oder 100-mal auf eine Stelle und der Grund platzt und ein großes Stück bricht dann ab. Gewöhnlich ist der Boden bis in eine Tiefe von 50-70 cm durchgefroren. Da drunter kann man mit dem Spaten graben. Schwerer geht es im Sandboden. Er friert zusammen wie ein Stein und man kann hacken ohne Ende, es splintern kleine, ganz klein Stücke ab und die Arbeit geht nur langsam vorwärts. Die Arbeitsnorm konnte man nicht erfüllen. Bei Nichterfüllung der Arbeitsnorm bekam man nur die Hälfte der Brotnorm, 300 gr. nasses, schweres Roggenbrot. So war es. Die ganze Kriegszeit mussten wir arbeiten, ohne Feiertage, ohne Ruhetage, Tag für Tag, drei, fünf Jahre”<sup>2</sup>.

Die Arbeitsnorm war unerträglich hoch und nicht alle konnten sie erfüllen. Die sie erfüllt hatten, bekamen 600-800 gr. Brot und die andere nur 300 gr.

---

<sup>1</sup> Alle Spuren sind verweht. Russlanddeutsche Frauen in der Verbannung/ Nelly Däs – Stuttgart: Kulturrat der Deutschen aus Russland, 1997, S. 135-136.

<sup>2</sup> Geschichte der Familien Jenn/Federau/ von J. Jenn, Selbstverlag, 1999, S. 9.

In dieser Zone wurden die Deutschen bis 1945 gehalten. Nach dem Ende des Krieges wurden die Zonen abgebaut, aber die Deutschen blieben noch im Lager und wurden in den Sondersiedlungen vom Staat bewacht.

## 2.2 Mennoniten in den Sondersiedlungen

Zum 1. Juli 1952 befanden sich in der UdSSR in den Sondersiedlungen 2 771 767 Menschen, davon 1 208 227 Deutsche, was über 50% der gesamten Sondersiedlerzahl ausmacht.<sup>1</sup> Die Deutschen in der Sowjetunion hatten praktisch seit Beginn des Zweiten Weltkrieges an den Orten der Deportation, in den Lagern, aber auch in den schon früher bestehenden Siedlungen des asiatischen Teiles der Sowjetunion nicht das Recht, ihren Wohnort zu verlassen. Von 1945 bis Sommer 1956 durften sie nicht die Grenzen ihres Kreises überschreiten und mussten monatlich beim Kommandanten alles über den Bestand der Familie, wie Geburt, Eheschließung, Tod und Flucht anmelden. Für die Verletzung dieses Erlasses gab es bis zu 20 Jahren Zuchthaus. Laut Erlass des Obersten Sowjets vom 26.11.1948 waren die Deutschen "auf ewige Zeiten verbannt und der Sonderkommandantur unterstellt", was den Rechtstatus der Deutschen absolut vernichtete.

*Peter Siemens ist 1936 in Neuendorf, Ukraine geboren. Sein Vater wurde 1938 verhaftet. Seine Mutter blieb mit drei Kindern allein. Während des Krieges kamen sie unter die Deutsche Besatzung, gingen 1943 mit nach Warthegau. Im März 1946 wurden sie nach Russland zurückgeschickt. Sie kamen ins Gebiet Wologda, nach dem Dorf Glina Ustjushna Rayon. Sie mussten sich der Kommandantur unterstellen. Es hieß sie und ihre Familienangehörigen durften sich nicht weiter als 16 km von ihrem Wohnort entfernen. Zusätzlich hatten sie sich einmal wöchentlich beim Kommandanten zu melden. Die Mutter musste jeden Tag zur Arbeit – um da Bäume zu entwurzeln und das Holz aufzustapeln. 1947 brach die große Hungersnot aus. Die Arbeiter bekamen ein Kilogramm gebakenes Brot aber nur wenn sie die entsprechenden Leistungen erbrachten. Dieses Brot musste dann auf die ganze Familie verteilt werden. Für Kinder gab es kein Brot, auch wenn offiziell 200g pro Tag jedem Kind zustanden, aber die Brotkarten für die Kinder bekam die Mutter in der Regel 2 oder 3 Tage zu spät, wenn sie ihre Gültigkeit schon verloren hatten. Auch den alten Menschen wurde kein Brot*

---

<sup>1</sup> Administrativno-pravovojе položenije rossijskich nemcev na specposelenii 1941-1955 / Belkovec L. P. – Novosibirsk: Izd-vo SO RAN, 2003, S. 20.

zugeteilt, sie waren auf ihre Verwandten angewiesen. Peter ging betteln um zu überleben. Auf dem Friedhof war ein breites und langes Loch ausgehoben worden. Dort wurden die Toten hineingelegt und mit Schnee bedeckt. Man wusste, dass im Winter noch viele dazukommen würden. Es dauerte nicht lange und das Loch war voll. Die Familie Siemens kam nach Fjodorowka in dem Gebiet Orenburg /Tschkalow. Im Januar 1949 wurde die Mutter Anna Siemens ins Gefängnis eingeliefert. Nach vier Monaten "Untersuchungshaft" wurde sie nach dem Ukas vom November 1948 für 20 Jahre Straflager verurteilt. Nach der Kundgabe des Urteils wurde sie nach Kemerovo ins Straflager abtransportiert. Erst am 31. Juli 1953, nach vier Jahren, sechs Monaten und 16 Tagen durften die Kinder ihre Mutter wieder sehen.<sup>1</sup>

Aganetha Klippenstein, geboren 1937 in Zentral, RF, wurde mit ihrer Familie nach Sibirien verschleppt und landete in Jarkul, Rayon Ust-Tarka, Gebiet Nowosibirsk. Ihr Vater war seit 1942 in der Trudarmee verschollen. Sie waren ständig hungrig. Als es für die Mutter keinen anderen Ausweg mehr gab, zogen sie ins deutsch-mennonitische Dorf Chortiza im Gebiet Omsk um. Dort waren sie bis 1946 – Beginn der Kommandanturpflichten. Dann kam der Kommandant Plaksin, bei dem sie auf der Liste im Gebiet Novosibirsk standen, höchstpersönlich mit Auto und Chauffeur und holte sie zurück nach Jelanka. Unterwegs hielten sie an, um Wild zu schießen und sie hörten, wie Plaksin zum Chauffeur sagte: "die letzte Kugel müsse er zurückhalten, da er noch ‚vier Ziegen‘ im Auto habe...

Sie musste, wie auch alle anderen Deutschen einmal monatlich zur Kommandantur"<sup>2</sup>.

Nach Stalins Tod (05.03.1953) und dem Besuch Adenauers in Moskau und der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Moskau und Bonn (8.13.09.1955) erließ der Oberste Sowjet der UdSSR am 13. Dezember 1955 das Dekret "Über die Aufhebung der Beschränkungen in der Rechtsstellung der Deutschen und ihrer Familienangehörigen, die sich in den Sondersiedlungen befinden", womit er die Deutschen von der Kommandantur befreite, aber es war noch keine Rehabilitation.

---

<sup>1</sup> "Ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre..." (Ps.77,6) /Peter Siemens, Brakel: Dem Lamme nach, 2003.

<sup>2</sup> Nach Sibirien vertrieben/ Susanne Isaak – Meckenheim, 1999, S. 13-20.

Die Deutschen haben in der Zeit von 1941 bis 1956 beinahe 40 % ihrer Bevölkerung verloren<sup>1</sup>.

### **3. Assimilation oder Ausreise nach Deutschland**

#### *3.1 Frei, aber mit Hindernissen*

Die Kommandantur wurde abgeschafft, aber das Verbot, in die früheren Wohnorte zurückzukehren, sowie Ansprüche auf das beschlagnahmte Vermögen zu erheben, blieb bis 1972. Die Deutschen konnten ab 1956 ihre Verwandten und Bekannten aufsuchen. Viele zogen aus den kalten Regionen Sibiriens und des hohen Nordens in wärmere Gegenden Mittelasiens und Kasachstans. Es gab wieder einige deutsche Zeitungen (1957 "Neues Leben" in Moskau, "Rote Fahne" 1957 im Altai). 1960 erschien der erste Sammelband deutscher Autoren, Gläubige knüpften erste Kontakte zu Glaubensbrüdern im Ausland.

Am 29. August 1964 verabschiedete das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR den Beschluss "Über die Abänderung des Erlasses des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 28. August 1941 über die Umsiedlung der Wolgadeutschen". Dieser Beschluss nahm von den Russlanddeutschen den Makel des Verrats ab. Aber die Deutschen hatten noch immer keine Fürsprecherpersonen in der Politik und waren weiteren Schikanen ausgesetzt. Die großen Bevölkerungsverschiebungen, die Deportationen und auch die Binnenwanderungen nach 1954 veränderten sowohl die Wohngebiete als auch die Sozialstruktur. Diese Verschiebungen brachten nicht nur eine Veränderung der Lebensbedingungen mit sich, sondern eine neue ethnische, sprachliche und kulturelle Umgebung, die ein hohes Maß an Anpassung und Loyalität erforderte. Die wirtschaftlichen Tätigkeiten änderten sich und als Folge davon die sozialen und kulturellen Bindungen und Orientierungen. So kletterte der Anteil der Stadtbewohner in den Jahren 1947-1957 von 15 % auf 50 %. Der Anteil der qualifizierten Arbeiter in Industrie und Bergbau, der Ingenieure und Techniker, der Mediziner wie überhaupt der akademischen Berufe stieg wieder an. Über 60 % der deutschen Frauen und ca. 40 % der Männer schlossen nach dem Krieg gemischte

---

<sup>1</sup> Administrativno-pravovoje polo enije rossijskich nemcev na sspecposelenii 1941-1955 / Belkovec L. P. – Novosibirsk: Izd-vo SO RAN, 2003, S. 7.

Ehen.

Hand in Hand damit ging auch ein fortschreitender Verlust an nationaler und kultureller Identität einher. Von den rund zwei Millionen Deutschen (1989) die sich bei der Volkszählung als solche eintragen ließen, gaben nur noch 48,7 % Deutsch als Muttersprache an. 1926 waren es 94,9 %, 1939 – 88,4, 1979 noch 57,0 %.

In den Kriegsjahren 1941-1945 wurden die bisher geschlossenen Gemeinden in dem Riesenraum des asiatischen Russlands verstreut. Es begann damit der furchtbarste Abschnitt der Leidensgeschichte von über einer Million Christen, die nun einem brutalen Lagerregime und der atheistischen Propaganda wehr- und schutzlos ausgeliefert waren. Es gab keinen Gottesdienst. Aber die Vergangenheit war nicht zu töten, die Deutschen lebten geistig weiter in ihren Familien. Der Großteil der gläubigen Deutschen besaß in den vierziger und frühen fünfziger Jahren "keinen sakralen Raum, keine Symbole, selten ein Buch, ein Blatt aus der Bibel oder aus einem Gesangbuch". Ein Bibelwort, ein Liedvers, auf grobem Packpapier aufgeschrieben, wurden als teure Schätze verwahrt und treuen Händen anvertraut und weitergegeben.

Kein Priester amtierte, und kein Prediger verkündigte Gottes Wort. Ein Laie, eine alte Mutter mit gutem Gedächtnis sagten Worte, Lieder und Gebete auf, für sich oder im engen Kreis in einer Ecke der Baracke oder in einer armen Hütte. Um solche Personen scharten sich kleine Gruppen, die keine Gemeinden mehr im üblichen Sinne waren, die sich konfessionell nicht mehr unterscheiden, und dennoch die Wahrheit der Worte Jesu nach Matth. 18, 20 immer wieder erfahren haben: "Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen". Die Bewährung des Glaubens in dieser Not allein hatte Gewicht, das religiöse Leben wurde von Personen, nicht mehr von einer Organisation getragen. Die Verbannten und Gefangenen konnten ihr kirchliches Christentum nicht mehr praktizieren, darum traten die Unterschiede der Konfessionen zurück und verloren an Bedeutung.<sup>1</sup>

Die Mennoniten wurden in den Nachkriegsjahren als die deutschen Anhänger einer "Sekte" ganz oben in die Feind- und Härteskala der Sowjetpropaganda eingeordnet. Die propagandistischen Angriffe gegen die Mennoniten sind seit Ende der fünfziger Jahre fast ununterbrochen mit großer Heftigkeit und mit ver-

---

<sup>1</sup> H. Römmich, Heimatbuch 1961, S.98.

zerrten Argumenten geführt worden. Auch die Prediger wurden nicht geschont. Ein höchst gefährlicher Anklagepunkt betraf den "uneingeschränkten Nationalismus der Mennoniten", der unter anderem in ihrem Widerstand gegen Mischehen und ihrem Mangel an "Internationalismus" zum Ausdruck kam. Diese Anklage wurde seit Beginn der 60er Jahre regelmäßig gegen die Mennoniten in der Sowjetunion erhoben. Sie zielte auf die Mennoniten als Gruppe.

1943 hatte Stalin die Politik der Kirchenverfolgung aufgegeben, um die Unterstützung der Religionsgemeinschaften im so genannten "Großen Vaterländischen Krieg" gegen Hitler-Deutschland zu gewinnen. Es war aber sein Bestreben, das begrenzte Wiederaufleben der Kirchen genau zu kontrollieren. So verfolgte er die Absicht, neben der Russischen-Orthodoxen Kirche unionsweit als christliche Religionsgemeinschaft nur den "Allunionsrat der Evangelium Christen-Baptisten" zuzulassen, und zwar als Dachorganisation für alle Evangelischen, was die Schaffung regionaler Kirchenorganisationen nicht ausschloss. So wurden die Mennoniten-Brüdergemeinden 1963 aufgefordert, sich dem baptistischen "Allunionsrat der EChB" zu unterstellen, woraufhin sich zahlreiche mennonitische Brüdergemeinden dem Allunionsrat anschlossen. Die kirchlichen Mennoniten sind nicht mehr als Gemeinden belebt worden. Der baptistische Protestantismus war in der Nachstalinära eine der aktivsten Religionsgemeinschaften der UdSSR. Bis 1965 bestanden 5 000 registrierte baptistische Gemeinden mit 500 000 Mitgliedern.<sup>1</sup>

Der Teil der Deutschen in den Baptistischen Gemeinden ist schwer einzuschätzen.

Das religiöse Leben erschwerten: Mangel an ausgebildeten Geistlichen, fehlende Bibeln, Gebetbücher, Liederbücher, von theologischer Literatur ganz zu schweigen. National gemischte baptistische Gemeinden bestanden auf der Verwendung der allen geläufigen Umgangssprache, das heißt in der Regel des Russischen.

Im November 1954 hatte N. S. Chruschtschow (1955-1964 Sekretär des ZK der KPdSU) zunächst eine Abschwächung des antireligiösen Kampfes verfügt. Diese Phase der Abschwächung dauerte kaum drei Jahre.

Von 1959 bis 1964 betrieben Partei und Staat eine Politik harter und massiver Repressalien vor allem gegen die orthodoxe Kirche und gegen die anderen Re-

---

<sup>1</sup> Die Deutschen in der Sowjetunion/ Benjamin Pinkus; Ingeborg Fleischhauer – Baden-Baden: Nomos, 1987, S. 458-459.



ligionsgemeinschaften.

Eine neue antireligiöse Propaganda hatte stattgefunden. Kirchen wurden wieder geschlossen und zerstört, Gläubige eingekerkert, insbesondere Geistliche. Aber diesmal führte diese Einschüchterungs- und Repressionspolitik nicht zur Liquidierung der "religiöser Überreste", sondern zu einer zeitweise erneuten Lähmung des religiös-kirchlichen Lebens in der UdSSR bis Ende 1970er Jahre.

1972 waren 20 bis 25 % der deutschen Bevölkerung in der Sowjetunion – 400 000 bis 500 000 Personen – Gläubige. Nach den verschiedenen Glaubensbekenntnissen waren es:

Evangelische Lutheraner	= 43 %
Katholiken	= 26 %
Baptisten	= 16 %
Mennoniten	= 8 %
verschiedene Sekten	= 7 %.

### 3.2 *Bibelausgaben*

Der Erlaubnis zur zahlenmäßig begrenzten Einfuhr von Bibeln in den Jahren 1956/1957 und 1966/67 sowie gelegentlich in den folgenden Jahrzehnten aus der DDR schlossen sich in den achtziger Jahren Genehmigungen zu größeren Einfuhren sowie die Druckgenehmigung für eine Ausgabe des Moskauer Patriarchats an. Seit 1987 wurde die Einfuhr von Bibeln und Bibelteilen weitgehend freigegeben.

### 3.3 *Illegale Bibelausgabe kurz gefasst*

- Bis zu den 60er Jahren konnte man in der Sowjetunion nur fotografierte oder handgeschriebene neue Bibeln bekommen
- Seit 1960 hatten die Christen in der Sowjetunion schon das Vervielfältigungsgerät – Hektographie – kennen gelernt.
- Seit 1963 – Aufbau eines Geheimverlages von dem Bund der nicht registrierten Evangeliumschrsten-Baptisten-Gemeinden (EChB). Offsetdruckmaschinen wurden erstellt, die selbst gebaut waren. Die Farbe zum Drucken wurde von den Geschwistern in geheimen Laboratorien vorbereitet. Eine Druckmaschine wurde 1967 erstellt.
- 1968 wurde das ganze Neue Testament handwerklich herausgegeben

- 1971 wurde offiziell die Inbetriebnahme des Verlages "Christianin" bekannt gegeben – Mitteilung an die Regierung der UdSSR.
- 24.10.1974 – erste Verhaftung des Druckerteams und Beschlagnahme des Verlags

Es sind uns 14 Titel von gedruckten Werken des Verlages "Christianin" bekannt, darunter das Neue Testament (allein in Litauen wurden 1974 bis 30 000 Exemplare vom Neuen Testament beschlagnahmt!); Bibel, oder die ganze Heilige Schrift, Liederbücher "Christliche Lieder", "Westnik Spasenija" (Bote der Rettung) - bis 400 000 Exemplare und andere.

Verlagsorte waren Noginsk bei Moskau, Russland; Dorf Ligatne, Gebiet Zesis, Lettland; Moskau, Russland; Charkow, Ukraine; Gudauta, Abchasien, Georgien; Krasnodar, Russland; Dorf Krasjukowka, Gebiet Rostow, Russland; Iwangorod, Gebiet Leningrad; Saryje Kodaki, Gebiet Dnjepropetrowsk, Lugowsk, Gebiet Orenburg.

### **3.2 Migration aus der UdSSR**

Bis zum Ersten Weltkrieg sind schätzungsweise 300 000 Deutsche aus Russland ausgewandert – hauptsächlich nach Amerika (Kanada, USA, Brasilien, Argentinien). Durch den Ersten Weltkrieg und dessen Folgen: Liquidationsgesetze, Oktoberrevolution und deren Folgen: Enteignungen, Verbannungen 1929 verließen weitere 23 000 nur Mennoniten das Land. Dann fiel der "eiserne Vorrang" und das Ausreisen wurde ein Tabu. Während des Zweiten Weltkrieges waren weitere Tausende von Mennoniten nach Deutschland, Südamerika und Kanada umgesiedelt. Seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts wurde die Ausreisebewegung in verstärkendem Maße bemerkbar. Durch die Weltkriege und durch Auswanderung hatte es viele Familientrennungen gegeben, die ein zusätzliches Motiv der Abwanderung bildeten.

Durch die Bemühungen der bundesdeutschen Regierungen haben seit Beginn der 50-er Jahre bis jetzt fast 2,5 Mil. Deutsche die ehemalige Sowjetunion verlassen und sind in die Bundesrepublik eingereist, darunter schätzungsweise über 200.000 Mennoniten.

Der ganze Sowjetterror in den Jahren bis zur Auswanderung nach Deutschland hat den Mennoniten endlose Schwierigkeiten bereitet, ihre Identität zu halten

und zu pflegen. Und trotzdem stehen die Mennoniten auch heute in Deutschland zu ihrer Geschichte und Identität, zu ihrem Glauben und zu ihrer Muttersprache. Aber der Prozess der Assimilation zum allgemeinen Deutschtum nimmt, besonders bei der jüngeren Generation, schnell zu.

Damit ist der Russlandsabschnitt in der Geschichte der Mennoniten abgeschlossen. Die Ergebnisse von unserem Dasein in Russland zu erforschen ist den Wissenschaftlern überlassen. Als Gläubige haben die Mennoniten zu allen Zeiten des Sowjeterrors an ihrem Glauben festgehalten, und nur dieser unerschütterliche Glaube hat ihnen die Kraft zum Überleben gegeben.



## Der Einsatz des MCC in Paraguay von 1930 bis 1980

aus der Perspektive der eingewanderten, paraguayischen Mennoniten

Heinz-Dieter Giesbrecht<sup>1</sup>

### Einführung

Das Thema, das mir gestellt wurde, ist sehr vielschichtig und breit. Daher will ich auch nicht den Anspruch erheben, in einem kurzen Referat alle wesentlichen Aspekte des MCC-Einsatzes in Paraguay gebührend zu erfassen, geschweige denn zu würdigen. Vielmehr geht es darum, einige Streiflichter auf die Beziehung zwischen MCC und eingewanderten Mennoniten zu werfen, die illustrieren können, wie man aus der Perspektive der Zielgruppe den Dienst des MCC empfunden hat.

Bevor ich auf Einzelheiten eingehe, möchte ich klären, dass das "Mennonite Central Committee" (MCC) sich als das größte mennonitische Hilfswerk mit internationaler Ausrichtung versteht, das von den mennonitischen Gemeinden Kanadas und der USA sowie den Brüdern in Christo getragen wird. Daher bewerte ich den Einsatz des MCC in Paraguay prinzipiell als Diakonie im Namen Jesu Christi und als Ausdruck davon, dass Solidarität und konkrete Hilfe zur Selbsthilfe zu den Wesenszügen der mennonitischen Glaubensfamilie gehören.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Heinz-Dieter Giesbrecht ist Dr. theol. der Universität Loewen, Belgien, und Pastor und Gemeindeleiter der Ost-MBG in Filadelfia, Chaco-Paraguay. Dieses Referat wurde in gekürzter Fassung am 17. Juli 2009 auf der 15. MWK in Asunción im *workshop* für Historiker gehalten.

<sup>2</sup> Vgl. Harold S. Bender, "Mennonite Central Committee", *The Mennonite Encyclopedia*, Vol. III, Scottdale: Mennonite Publishing House, 1957, S. 607. Das entspricht auch dem bekannten, von Harold S. Bender entworfenen täuferischen Leitbild, das die mennonitische Diakonie wesentlich geprägt hat und laut dem das Wesen des christlichen

Wie es in der Diakonie üblich ist, schließt die geistliche Grundeinstellung und Motivation die menschlichen Begrenzungen, Schwächen und Fehler nicht aus. Daher gebe ich Peter P. Klassen recht, der diese menschliche Seite des MCC-Einsatzes in Paraguay mit folgenden Worten charakterisiert:

“Es ist nichts Außergewöhnliches, wenn es bei einer groß angelegten Hilfsorganisation, an der über Jahre viele Menschen beteiligt sind, zu Meinungsverschiedenheiten und Reibungen kommt. Verschiedene Interessen treffen aufeinander, Parteibildungen sind nicht immer zu vermeiden, um Ziele zu erreichen, muss auch Druck ausgeübt werden, Beziehungen zu anderen, nicht selten politischen Organisationen werden notwendig, und Menschliches und Allzumenschliches spielen in so einem Organismus dann oft auch eine Rolle mit.”<sup>1</sup>

In meinem Referat entfalte ich das Thema in folgenden vier, dem geschichtlichen Ablauf folgenden Schritten: Zunächst beschreibe ich den Einsatz des MCC als paternalistische Wohltätigkeit im Zusammenhang mit der Flüchtlingsbetreuung und Ansiedlung Fernheims. Danach gehe ich auf die entschiedene Einflussnahme des MCC gegen die deutsch-völkische Bewegung in Fernheim ein. Im dritten Schritt beschreibe ich den diplomatischen Einsatz des MCC als Flüchtlingsagentur während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Danach wird die Rolle des MCC als Initiator und Projektpartner in der Gründung und Verwaltung sozialer und diakonischer Institutionen in Paraguay analysiert. Ich habe mich bemüht, für alle vier Stationen Zeugenaussagen paraguayischer Mennoniten bzw. geschichtliche Interpretationen aus paraguayischer Sicht zusammenzutragen.

---

Glaubens in der Nachfolge, in der Solidarität den Glaubensgeschwistern gegenüber und in einer Ethik der Liebe und Gewaltlosigkeit zum Ausdruck kommt. Näheres Wirkung dieses täuferischen Leitbildes auf die mennonitische Diakonie in Paraguay siehe bei Heinz Dieter Giesbrecht, *Mennonitische Diakonie am Beispiel Paraguay: Eine diakonietheologische Untersuchung*, unveröffentlichte Dissertation an der Evangelisch Theologischen Fakultät, Leuven, 2008, S. 64ff, 175ff und 204f. Cornelius J. Dyck definiert das MCC in *The Mennonite Encyclopedia*, Vol. V, Scottdale: Herald Press, 1990, S. 561 wie folgt: “The Mennonite Central Committee is known as the cooperative relief, service and development agency of North American Mennonite and Brethren in Christ churches. The MCC is a Christian resource for meeting human need”.

<sup>1</sup> Peter P. Klassen, “Die Rolle des Mennonitischen Zentralkomitees (MCC) in den Konflikten der Mennonitenkolonien in Paraguay”, *Jahrbuch für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay 2* (2001), S. 36f.

## **I. Das MCC als paternalistischer Wohltäter im Zusammenhang mit der Flucht der Mennoniten aus Russland und ihrer Ansiedlung im Chaco**

Peter P. Klassen weist darauf hin, dass das MCC, vor allem Harold S. Bender, wesentlich dazu beigetragen haben, dass die durch Vermittlung der deutschen Botschaft aus Moskau entkommenen und in den Flüchtlingslagern Hammerstein, Prenzlau und Mölln untergebrachten mennonitischen Asylanten nach Paraguay kamen. Benjamin H. Unruh und die deutsche Regierung hätten nämlich eher Brasilien als Auswanderungsland in Betracht gezogen. Doch das MCC plädierte aufgrund der in Brasilien gesetzlich verankerten allgemeinen Wehrpflicht eindeutig für die Ansiedlung in Paraguay und setzen sich damit dann sowohl bei der Mehrheit der Flüchtlinge als auch bei der deutschen Regierung durch.<sup>1</sup>

Die Unterbringung von rund 1500 mennonitischen Flüchtlingen in Paraguay geschah dann unter einem extremen Zeitdruck. Im Dezember 1929 waren sie von Moskau nach Deutschland gekommen und bereits am 15. März 1930 trat die erste Gruppe ihre Reise nach Paraguay an.<sup>2</sup>

In der Zwischenzeit hatte das MCC intensiv mit der "Corporación Paraguaya" verhandelt, einer Schwestergesellschaft der nordamerikanischen Intercontinental Company (IC), die als Siedlungsgesellschaft "für die Übersiedlung der kanadischen Mennoniten in den paraguayischen Chaco gegründet wurde"<sup>3</sup>. Die "Corporación Paraguaya" war für den Landkauf im Chaco, für die Vermessung des Landes und für die Bereitstellung einer grundlegenden Infrastruktur verantwortlich.<sup>4</sup>

Harold S. Bender beschrieb im September 1930 auf der Welthilfskonferenz in Danzig alle Einzelheiten der Ansiedlung in Paraguay. Dem Bericht zufolge gingen die mennonitischen Siedler direkt einen Vertrag mit der "Corporación Paraguaya" ein. Jeder Siedler kaufte 40 Hektar Land für 20 Dollar pro Hektar. Das Geld wurde vom MCC als Kredit vorgestreckt gemeinsam mit den Reisekosten

---

<sup>1</sup> Ebd., S. 38f.

<sup>2</sup> Ebd., S. 40.

<sup>3</sup> Uwe S. Friesen, "Corporación Paraguaya", *Lexikon der Mennoniten in Paraguay*, Asunción: Verein für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay, 2009 (= *LMP*), S. 102.

<sup>4</sup> Näheres dazu bei Walter Quiring, *Deutsche erschließen den Chaco*, Karlsruhe: Heinrich Schneider, 1936, S. 18f.

sowie den Kosten für die erste Ausrüstung und Verpflegung. Die Schuldsomme, die jede Familie damit übernahm und für die die gesamte Siedlungsgemeinschaft haftete, betrug 1500 Dollar pro Familie. Es war vorgesehen, dass diese Schuld innerhalb von 10 Jahren zurückgezahlt werden sollte.<sup>1</sup>

Als die erste Gruppe der Fernheimer am 16. April 1930 auf dem "Corporationskamp" eintraf, war von all den vorgesehenen Vorbereitungen außer einem Brunnen und einem halbfertigen Lagerraum nichts gemacht worden. Überhaupt erwiesen sich die Verantwortlichen der Corporación Paraguaya (Langer und Norenn) als korrupt und uneffizient.<sup>2</sup>

Durch Vermittlung des MCC-Beauftragten Gerhard G. Hiebert wurde vom MCC aus bereits im Mai 1930 in Aussicht gestellt, eine "unabhängige Kooperative" für und mit den Siedlern zu gründen. Das notwendige Kapital dafür sollte vom MCC kommen.<sup>3</sup> David Löwen, gewählter Geschäftsführer des von der Corporación Paraguaya übernommenen Warenlagers, berichtet darüber, wie er sich mit Gerhard G. Hiebert auf eine Einkaufsreise nach Asunción begab. Es folgen einige Auszüge aus seinem Bericht, den er anlässlich des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Kolonie Fernheim verfasste:

"Herr G. G. Hiebert und ich fuhren von hier mit großen Bedenken los, denn es wurde gesagt, daß Herr Norenn Bruder Hiebert in Hoffnungsfeld auflauere. Auf der Fahrt sagte Br. Hiebert zu mir: ‚Ist es des Herrn Wille, daß ich mein Leben für die Siedler lassen soll, dann bin ich auch bereit dazu.‘ ... In Asunción endlich angekommen, schickten wir sofort ein Telegramm an das MCC in Nordamerika, adressiert an Orie Miller, mit der Bitte um Geld, denn aus der Corporación hatten wir kein Geld zu erwarten. Das Telegramm lautete: ‚Um einer Panik vorzubeugen, schickt sofort 5000 Dollar.‘ Diese Formulierung kam mir damals viel zu

---

<sup>1</sup> *Bericht über die Mennonitische Welt-Hilfs-Konferenz vom 31. August bis 3. September 1930 in Danzig*, Hg. Christian Neff, Karlsruhe: Verlag Heinrich Schneider, S. 123f.

<sup>2</sup> So die Einschätzung von Peter P. Klassen, "Die Rolle des Mennonitischen Zentralkomitees (MCC) in den Konflikten der Mennonitenkolonien in Paraguay", a. a. O., S. 41. Vgl. dazu den Bericht von David Löwen über die Organisation und Entwicklung der Kooperative anlässlich des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Kolonie Fernheim in *Jubiläumsschrift zum 25jährigen Bestehen der Kolonie Fernheim, Chaco, Paraguay*, zusammengestellt von Peter Wiens und Peter Klassen, Winnipeg: Echo Verlag, 1956, S. 49f.

<sup>3</sup> Peter P. Klassen, "Die Rolle des Mennonitischen Zentralkomitees (MCC) in den Konflikten der Mennonitenkolonien in Paraguay", a. a. O., S. 41f.



scharf vor... Ich muß sagen, daß Br. Hiebert damals nur das Wohl der Kolonie im Auge hatte. Er tat, was er konnte, wenn er auch nicht immer von allen verstanden wurde. Das Geld kam, und es wurde in der deutschen Bank gewechselt... Damit tätigten wir den ersten Einkauf für unseren Unterhalt, und das war der Anfang unseres selbstständigen Handels.”<sup>1</sup>

Im November 1932 verfasste Nikolai Siemens anlässlich des dritten Jahrestages der Auswanderung aus Moskau im *Mennoblatt* einen Artikel mit dem Titel: “November – Auhagen – Unruh – Hiebert”<sup>2</sup>. Der kalifornische Obstbauer Gerhard G. Hiebert wird hier mit dem Mitarbeiter der deutschen Botschaft in Moskau, Prof. Otto Auhagen und dem leitenden mennonitischen Vermittler zur deutschen Regierung, Prof. Benjamin Unruh, in einem Atemzug genannt und gebührend gelobt. Siemens bezeichnet Hiebert als einen nüchternen und sachlichen Mann, der sich mit den Ansiedlern auf eine Stufe stellte und dabei niemanden übersah.<sup>3</sup> Auf diese Weise habe er sich “Sympathie bei der Ansiedlung”<sup>4</sup> erworben. Siemens erwähnt auch den tapferen Kampf, den Hiebert gegen die Korruption der “Corporación Paraguaya” geführt habe. Wörtlich heißt es in dem Artikel: “...weit schwerer als alle Naturschädlinge waren für ihn, wie für die junge Kolonie jene gewissenlosen Leute aus der Korporation Paraguaya. Nur dank der Energie dieses Mannes konnten sie unschädlich gemacht werden.”<sup>5</sup> Aus diesem Grund habe man sich dann auch entschieden, dem neu gegründeten Dorf Nr. 13 den Namen “Hiebertsheim” zu geben, und zwar in Erinnerung “an diesen wackeren Helden in der Geschichte der Gründung Fernheims”<sup>6</sup>.

Allerdings war dieses die Perspektive der Fernheimer Siedler. Aus der Sicht des MCC hatte Hiebert im Konflikt zwischen den Fernheimern und der *Corporación Paraguaya* zu einseitig Partei für die Ansiedler ergriffen. Daher wurde empfohlen, ihn seiner Verantwortung zu entheben.<sup>7</sup>

In den Jahren 1930 bis 1937, in denen der Existenzkampf im Chaco extrem hart

---

<sup>1</sup> So der Bericht von David Löwen in *Jubiläumsschrift zum 25jährigen Bestehen der Kolonie Fernheim, Chaco, Paraguay*, a. a. O., S. 50.

<sup>2</sup> Nikolai Siemens, “November – Auhagen – Unruh – Hiebert”, *Mennoblatt* 3, Nr. 11 (1932), S. 1 – 3.

<sup>3</sup> Ebd., S. 2f.

<sup>4</sup> Ebd., S. 3.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Gundolf Niebuhr, “Hiebert, Gerhard G.”, *LMP*, S. 203.

war, gab es mehrere Abwanderungsbewegungen, die die Spannungen zwischen frustrierten Siedlern einerseits und dem MCC, das geschlossen mit der Kolonieverwaltung zusammenarbeitete<sup>1</sup>, zum Ausdruck brachten.

Im Januar 1931 waren Ältester Gerhard Isaak und Kornelius Langemann im Auftrag einer Siedlerversammlung auf eine Erkundungsreise nach Ostparaguay geschickt worden, da man gehört hatte, „dass in Ostparaguay von der Regierung freies, fruchtbares Land für Siedlungszwecke unter besseren klimatischen Bedingungen zur Verfügung stehe“<sup>2</sup>. Doch bevor die beiden von ihrer Reise zurückkehrten, hatte das MCC für einen Stimmungswechsel in Fernheim gesorgt. Dazu bemerkt Gerhard Ratzlaff Folgendes:

„Ein erfrischender Regen war niedergegangen, das MCC hatte durch seine Vertreter G. G. Hiebert und T. K. Hershey die Fernheimer ermutigt, im Chaco zu bleiben, und versprach Verpflegung und größere wirtschaftliche Unterstützung. Die Mehrheit der Fernheimer entschloss sich auf Grund dieser Versprechungen, im Chaco zu bleiben.“<sup>3</sup>

Nikolai Siemens berichtet von dieser Siedlerversammlung mit Hiebert und Hershey, die am 27. und 28. Februar 1931 stattfand. Er erwähnt auch einen mutmachenden Brief von Harold S. Bender, der bei dieser Gelegenheit verlesen wurde und ein Beweis dafür sei, „wie gut man es mit uns meint“<sup>4</sup>.

Als Kornelius Langemann nach seiner Rückkehr aus Ostparaguay vor vollendete Tatsachen gestellt wurde und trotzdem am Umsiedlungsplan festhalten wollte, soll er vom MCC-Vertreter Gerhard G. Hiebert als Aufwiegler und Kommunist bezeichnet worden sein.<sup>5</sup>

Nach dieser Erfahrung und vor allem im Zusammenhang mit den schweren Wirtschaftsjahren 1935 und 1936 stieg die Spannung zwischen solchen, die um jeden Preis in Fernheim bleiben, und solchen, die abwandern wollten, immer

---

<sup>1</sup> In dieser Zeit war z. B. Jakob W. Siemens von 1934 bis 1938 Oberschulze der Kolonie Fernheim und gleichzeitig bis 1940 MCC-Vertreter (siehe dazu Gundolf Niebuhr, „Siemens, Jakob Wilhelm“, *LMP*, S. 387).

<sup>2</sup> Gerhard Ratzlaff, „Delegation Ostparaguay“, *LMP*, S. 103f.

<sup>3</sup> Ebd., S. 104.

<sup>4</sup> Nikolai Siemens, „Nachrichten aus der Kolonie Fernheim“, *Mennoblatt* 2, Nr. 2 (1931), S. 4.

<sup>5</sup> Peter P. Klassen, „Die Rolle des Mennonitischen Zentralkomitees (MCC) in den Konflikten der Mennonitenkolonien in Paraguay“, a. a. O., S. 43.

mehr an. Das kommt auch deutlich in einem offiziellen Schreiben, das man von Fernheim aus an die Mennonitische Weltkonferenz in Amsterdam (1936) richtete, zum Ausdruck.

Wörtlich heißt es in diesem Brief, der von Nikolai Wiebe (Leiter der KfK und der EMB), Gerhard Isaak (Leiter der MBG), Johann Teichgräf (Leiter der MG), Jakob Siemens (Oberschulze) und Abraham Harder (Zentralschullehrer) unterzeichnet wurde, wie folgt:

“Liebe Brüder, gestattet uns die ergebenste Bitte, bei dieser Gelegenheit, wenn eben möglich, auch die Landpreisfrage zu erörtern, die bei uns angesichts der diesjährigen schwachen Ernte so brennend ist, worauf wir schon im letzten Brief an das Zentralkomitee hingewiesen haben. Es lagert gegenwärtig eine Panik auf der Kolonie, und es ist nicht ausgeschlossen, daß manche Siedler, ohne vorher die Frage ihrer Schulden wegen geregelt zu haben, die Kolonie verlassen werden! Sie werden sich einfach nicht halten lassen, und unsere verantwortlichen Stellen werden sie nicht halten können. Das wäre sehr zu bedauern, denn die Gefahr der völligen Assimilierung ist hier unter den Einheimischen gar zu groß.”<sup>1</sup>

Sehr deutlich kommt die Perspektive der Abwanderungswilligen in einem Brief an das MCC vom 7. Dezember 1936 zum Ausdruck. Wörtlich heißt es da:

“Unsere Absicht ist, wieder in geschlossenen Kolonien, in Gruppen, nicht unter 20 Familien, aufs neue anzusiedeln. Auch wollen wir betreffs der Schulden die gegenseitigen moralischen Verpflichtungen mit uns gehen lassen. Gleichfalls sollen alle Verbindungen mit unserem MCC keinen Abbruch erleiden, sondern in der von Ihnen gewünschten Art und Weise weiter gepflegt werden. Denn, nicht eine Umstellung zu dem MCC treibt uns aus dem Chaco, auch nicht die in Fernheim bestehenden Gemeinschaftsordnungen, oder Unzufriedenheit mit der Kolonieverwaltung sind Ursachen, daß wir diesen Entschluß gefaßt haben. Vielmehr wäre unser Wunsch, daß ein gleiches Kolonieswesen in unserm neuen Heim walten möchte, sondern der Entschluß zu unserer Abwanderung ist die alleine feste Überzeugung, daß wir diesen schweren Schritt unumgänglich tun müssen.”<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> *Der Allgemeine Kongreß der Mennoniten gehalten in Amsterdam, Elspeet, Witmarsum (Holland), 29. Juni bis 3. Juli 1936*, Hg. Christian Neff, Karlsruhe: Verlag Heinrich Schneider, S. 83.

<sup>2</sup> “Brief an das Mennonitische Zentralkomitee von der Abwanderungsgruppe aus der

In dieser kritischen Situation kamen im Laufe des Jahres 1937 zwei MCC-Vertreter hintereinander in den Chaco, um zu vermitteln und Lösungen zu suchen, nämlich Orié O. Miller, Exekutivsekretär des MCC und P. C. Hiebert, Vorsitzender des MCC.

Orié O. Miller berichtete, dass das MCC den gesamten Landkomplex der Kolonie Fernheim von der Corporación Paraguaya abkaufen und den Siedlern zu einem realen Preis von einem Dollar pro Hektar weiterverkaufen wollte. Mit diesem neuen Landvertrag wurde gleichzeitig die Möglichkeit geschaffen, dass Fernheimer Siedler legal abwandern und in Ostparaguay eine neue Kolonie gründen konnten. Voraussetzung war, dass sie die Verantwortung für die noch nicht an das MCC zurückerstattete Reise- und Verpflegungsschuld übernahmen, indem sie persönlich einen Schuldschein unterschrieben und in ihre neue Kolonie mitnahmen.<sup>1</sup>

Peter C. Hiebert unternahm dann im Juli 1937 noch einmal den Versuch, „durch die neue Landregelung alle zu bewegen, im Chaco zu bleiben“<sup>2</sup>. Das MCC machte ein Angebot, neue Dörfer in Fernheim anzulegen, da die bestehenden zu stark belegt waren. Durch dieses Angebot reduzierte sich die Zahl der Abwanderungswilligen „von 206 auf 178 Familien“<sup>3</sup>.

Allerdings, so bemerkt Peter P. Klassen, kam es während der Verhandlungen mit Peter C. Hiebert auch zu schweren Beleidigungen und viel Bitterkeit bei den Siedlern, die abwandern wollten, da sich das MCC sehr eindeutig auf die Seite der Bleibenden stellte und die andere Gruppe mit schwer wiegenden Urteilen belastete. Den Abwandernden wurde unterstellt, sie fügten sich nicht in die wunderbaren Führungen Gottes und seien von einem „Geist der Unruhe“ bewegt, der sich in ihrer rebellischen Haltung der Kolonieverwaltung gegenüber äußere.<sup>4</sup> Dazu heißt es in einem Bericht von Peter C. Hiebert, den er nach seinem Besuch im Chaco verfasst hat, wie folgt: „Solches ist wohl der Geist, der

---

Kolonie Fernheim“, zit. nach *Auf den Spuren der Väter: Eine Jubiläumsschrift der Kolonie Friesland in Ostparaguay 1937 – 1987*, Hg. Verwaltung der Kolonie Friesland, Filadelfia: ASCIM, S. 77f.

<sup>1</sup> Peter P. Klassen, „Die Rolle des Mennonitischen Zentralkomitees (MCC) in den Konflikten der Mennonitenkolonien in Paraguay“, a. a. O., S. 44.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Ebd., S. 45.

<sup>4</sup> Ebd.

sich in der ganzen Welt in diesen Tagen kund gibt und am grellsten und schärfsten in dem russischen Kommunismus Ausdruck gefunden hat”<sup>1</sup>.

Harold S. Bender, der im Jahr 1938 die neu gegründete Kolonie Friesland besuchte, kam zu der (selbstkritischen) Schlussfolgerung, dass eine neutralere Haltung des MCC mit der Möglichkeit eines ehrenvollen Rückzuges aus Fernheim vielleicht sogar die gesamte Abwanderung hätte verhindern können.<sup>2</sup>

Mit dem Landvertrag zwischen MCC und Fernheim, der am 13. Juli 1938 formalisiert wurde und durch den die Kolonie Fernheim “unter günstigen Bedingungen den ganzen Landkomplex übernahm”<sup>3</sup>, waren wichtige Voraussetzungen zu einer eigenständigen wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonie Fernheim geschaffen worden. In diesem Vertrag wurde auch in Punkt 6 festgelegt, dass die “Wahrung des Mennonitentums”<sup>4</sup> wesentlicher Bestandteil dieses Abkommens sei und dass sowohl das MCC als auch die Ansiedler in Fernheim sich dazu verpflichten würden, “die Kolonie Fernheim als reinste mennonitische Kolonie mit mennonitischen Grundsätzen aufzubauen und als solche zu erhalten”<sup>5</sup>. Diese Formulierung entspricht sehr deutlich der Vision von Harold S. Bender, die dieser 1930 anlässlich der Welthilfskonferenz in Danzig wie folgt ausdrückte: ”Uns schwebte ein zukünftiger Mennonitenstaat vor, wo, wenn möglich, sämtliche russischen Mennoniten in unbeschränkter Freiheit ihr Leben und ihre Kultur neu gründen und weiterentwickeln könnten.”<sup>6</sup>

Doch auch nach Unterzeichnung dieses Vertrags wurde im Lauf der folgenden Jahre deutlich, dass die Rückzahlung der Schulden an das MCC, auch in dem nun sehr reduzierten Umfang, angesichts der sehr langsamen wirtschaftlichen Entwicklung immer noch eine Utopie blieb. In dieser Situation hat man das diplomatische Vorgehen des MCC immer wieder lobend zum Ausdruck gebracht. Ein Beispiel dafür ist der Mennoblattartikel von Prediger Johann Schellenberg aus dem Jahr 1941 mit dem vielsagenden Titel “Das MCC als unser Wohltä-

---

<sup>1</sup> Peter C. Hiebert, “Mitteilungen von der Reise nach Süd-Amerika”, Hillsboro, Kansas, 1937, zit. nach *Auf den Spuren der Väter*, a. a. O., S. 85.

<sup>2</sup> Peter P. Klassen, “Die Rolle des Mennonitischen Zentralkomitees (MCC) in den Konflikten der Mennonitenkolonien in Paraguay”, a. a. O., S. 45.

<sup>3</sup> Ebd., S. 46.

<sup>4</sup> So der Wortlaut des Vertrags, zitiert nach ebd.

<sup>5</sup> So der Wortlaut des Vertrags, zitiert nach ebd.

<sup>6</sup> *Bericht über die Mennonitische Welt-Hilfs-Konferenz vom 31. August bis 3. September 1930 in Danzig*, a. a. O., S. 121f.

ter”<sup>1</sup>. Schellenberg hebt hervor, dass man in den Verhandlungen zur Lösung der Schuldenfrage brüderlich miteinander umgegangen sei und dass dem MCC die Armut der Siedler bewusst gewesen sei. Diese hätten keinen gewaltsamen Druck vom MCC empfunden, sondern gegenseitiges Vertrauen habe die Versammlung bestimmt. Daher hätten auch früher gefasste Vorurteile dem MCC gegenüber abgebaut werden können.

## II. Die entschiedene Einflussnahme des MCC gegen die deutsch-völkische Bewegung in Fernheim

Die Entstehung, Entwicklung und Eskalation nationalsozialistischen Gedankengutes in der Kolonie Fernheim ist ein komplexes Thema, zu dem bereits verschiedene Untersuchungen und Interpretationen vorliegen<sup>2</sup> und das im Rahmen dieses Referates nicht ausführlich wiedergegeben, geschweige denn analysiert werden kann. Hier geht es vielmehr um die Frage, wie der Einfluss des MCC in dieser Situation von den Siedlern Fernheims empfunden wurde.

Kurz zusammengefasst bringt Jakob Warkentin die Problematik und Dynamik der deutsch-völkischen Bewegung wie folgt auf den Punkt:

“Als Adolf Hitler 1933 in Deutschland an die Macht kam, war man in Fernheim erfreut und voller Hoffnung, dass mit ihm endlich ein Mann die Regierung übernommen hatte, der Sowjetrußland Paroli bieten würde... Die eigene wirtschaftliche Not und die Zustimmung von anerkannten mennonitischen Persönlichkeiten in Deutschland zur nationalsozialistischen Regierung erleichterten in Fernheim die Ausrichtung auf das Deutsche Reich.”<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Johann Schellenberg, “Das M.C.C. als unser Wohltäter”, *Mennoblatt* 12, Nr. 7 (1941), S. 4 – 5.

<sup>2</sup> Peter P. Klassen, *Die deutsch-völkische Zeit in der Kolonie Fernheim, Chaco, Paraguay, 1933-1945*, Bolanden-Weierhof: Mennonitischer Geschichtsverein, 1990; John D. Thiesen, *Mennonite & Nazi? Attitudes Among Mennonite Colonists in Latin America 1933 – 1945*, Kitchener: Pandora Press, 1999, Heinrich Dürksen, *Daß du nicht vergessest der Geschichten: Lebenserinnerungen von Heinrich Dürksen*, Asunción: Cromos, 1990, S. 115ff; Alfred Neufeld, “Konflikte und Spannungen in den Gemeinden Fernheims an zwei Fallbeispielen: Deutsch-völkische Bewegung und charismatisch orientierte Aufbrüche”, unveröffentlichter Vortrag.

<sup>3</sup> Jakob Warkentin, “Deutsch-völkische Bewegung”, *LMP*, S. 108.

Im Laufe der Zeit kam es dann aber doch vor allem aufgrund des Prinzips der Wehrlosigkeit zu zwei Gruppierungen in den Gemeinden und in der Siedlungsgemeinschaft Fernheim: "Diejenigen, die sich mit allen Konsequenzen zu Deutschland bekannten, nannte man die ‚deutsch-völkische Bewegung‘, und diejenigen, die an der Wehrlosigkeit festhielten und ihren Missionsauftrag für Paraguay nicht in Frage stellten, wurden ‚Wehrlose‘ genannt."<sup>1</sup>

Die Dynamik zwischen den beiden Gruppen verschärfte sich durch den Einfluss von Dr. Fritz Kliewer, der 1939 nach einem fünfjährigen Studienaufenthalt aus Deutschland zurückkehrte und als Leiter der Sekundarschule und der Lehrerausbildung großen Einfluss ausübte. Kliewer plädierte für eine Rückkehr der Siedler nach Deutschland und äußerte sich deutlich gegen das mennonitische Prinzip der Wehrlosigkeit.<sup>2</sup>

Eine eindeutige Position gegen diese Entwicklung bezog eine der drei Gemeinderichtungen Fernheims, die "Evangelisch Mennonitische Bruderschaft" (EMB), und zwar unter dem deutlichen Einfluss der leitenden Mitarbeiter Nikolai Wiebe, Bernhard Wall und Wilhelm Klassen. Klassen hatte bereits 1935 seinen Leiterposten an der Sekundarschule aufgrund seiner kritischen Haltung dem Nationalsozialismus gegenüber verloren.<sup>3</sup>

Die Männer der EMB kamen am 25. Februar 1940 zu einer Bruderberatung zusammen, auf der eine Resolution verabschiedet wurde, mit der deutlich die Sorge zum Ausdruck gebracht wurde, dass durch die völkische Bewegung das mennonitische Glaubensbekenntnis und die christlich-mennonitische Erziehung der Kinder gefährdet seien. Mit 38 Unterschriften versehen, wurde diese Erklärung mit der ausdrücklichen Erwartung gegenüber dem Oberschulzen Julius Legiehn, einen Wandel herbeizuführen, an das Kolonieamt geschickt. Als das Kolonieamt nicht in der erwarteten Weise reagierte, erfolgte eine drastische Konsequenz. Eine Gruppe von Eltern hielt ihre Schüler zu Hause. Dazu Klassen: "Die EMB hatte ihren Gliedern diese Maßnahme durch einen Beschluß auferlegt."<sup>4</sup>

Am 22. Juli 1940 wurde auf einer Kolonieverammlung ein Brief vom MCC (unterschrieben von Peter C. Hiebert, Orie O. Miller und Harold S. Bender) verlesen, in dem die Position der nordamerikanischen Glaubensbrüder sehr

---

<sup>1</sup> Ebd.

<sup>2</sup> Peter P. Klassen, *Die deutsch-völkische Zeit in der Kolonie Fernheim*, a. a. O., S. 55.

<sup>3</sup> Ebd., S. 44.

<sup>4</sup> Ebd., S. 61.

deutlich auf den Punkt gebracht wurde.<sup>1</sup> Rückblickend wird in diesem Brief die Entstehung von Fernheim beschrieben mit dem Hinweis, dass das MCC für dieses Projekt bereits 250.000 US\$ ausgegeben habe. Besorgt wird zum Ausdruck gebracht, dass “Männer an hoher Stelle den Rat gegeben haben, die Schulden an das MCC nicht zu bezahlen, angeblich, um Gelder für die Rückreise nach Deutschland zu sparen”<sup>2</sup>. Noch stärker besorgt sei man aber über die Tatsache, dass einflussreiche Personen, unter anderem in der Sekundarschule, “gegen die Wehrlosigkeit Stellung genommen haben”<sup>3</sup>. Es wird dann an den Landvertrag vom 13. Juli 1938 erinnert, der ja die Wahrung des Mennonitentums als ausdrückliches Ziel für Fernheim ins Auge gefasst hatte. Diesem Vertrag solle sich auch Dr. Kliewer “als Mann von Bildung und Ehre”<sup>4</sup> unterordnen. Sehr deutlich heißt es dann wörtlich: “Darum erwarten wir, daß die bürgerlichen und geistlichen Leiter der Kolonie ... gegen alle Bestrebungen Stellung nehmen, welche die mennonitisch-christlichen Glaubensgrundsätze schwächen und die Stellung der Kolonie als Wahlheimat gefährden.”<sup>5</sup>

Nachdem dieses Schreiben des MCC auf der Kolonieverammlung verlesen und diskutiert worden war, kam man, wie es im Protokoll dieser Kolonieverammlung heißt, zu der Schlussfolgerung, “daß wir als zwei verschieden denkende Gruppen versuchen könnten, uns gegenseitig zu tragen und zu dulden”<sup>6</sup>. Dieses Haltung wurde “durch Abstimmung als Beschluß angenommen”<sup>7</sup> und führte dazu, dass der Oberschulze Julius Legiehn einer Prediger- und Diakonenkonferenz der Gemeinden im Oktober 1940 seine “Vorschläge zur Festigung des öffentlichen Friedens in der Kolonie Fernheim”<sup>8</sup> vorlegte und damit auch bei der großen Mehrheit Zustimmung fand. Das MCC reagierte aber zurückhaltend auf diese Initiative, da man wusste, dass Legiehn sich trotz allen Bemühens um sachli-

---

<sup>1</sup> Die ausführliche Wiedergabe dieses Briefes findet sich bei Peter P. Klassen, ebd., S. 74ff.

<sup>2</sup> Ebd., S. 75.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Ebd., S. 76.

<sup>5</sup> Ebd., S. 75f.

<sup>6</sup> So die Formulierung im Protokoll der Kolonieverammlung vom 22. Juli 1940, zitiert nach ebd., S. 76.

<sup>7</sup> So die Formulierung im Protokoll der Kolonieverammlung vom 22. Juli 1940, zitiert nach ebd.

<sup>8</sup> Ebd., S. 78.



che Vermittlung doch eindeutig auf der Seite der deutsch-völkischen Bewegung sah. Der Leiter des MCC, Peter C. Hiebert, schrieb daher am 27. März 1941 wie folgt an Julius Legiehn: “Wir schätzen Deine Offenheit über die Lage, und auch Deine vermittelnde Stellung zwischen den zwei gegeneinander laufenden Strömungen. Wir als Komitee können uns noch nicht ganz dazu finden, die Sache von Eurem Standpunkt anzusehen, insoweit biblische sowohl als auch lang bewährte mennonitische Glaubensgrundsätze in Betracht kommen”<sup>1</sup>.

Nikolai Siemens, Prediger der Mennoniten Brüdergemeinde und Schriftleiter des Mennoblattes, gehörte, wie Fritz Kliewer es 1940 in einem Brief an Benjamin H. Unruh beschrieb, “zu den Anführern der Opposition”<sup>2</sup> gegen die deutsch-völkische Bewegung. Unter seiner Leitung entstand zunächst eine Wanderbibelschule als Alternative zur Sekundarschule. Er bat bei Harold S. Bender um Unterstützung des MCC, und im Winter 1942 wurde die Bibelschule mit 37 Schülern im leeren Schulgebäude von Schönwiese mit der Unterstützung des MCC geführt. Zu den Lehrern gehörte auch Bernhard Wall, der im Jahr 1941 von seinem Posten als Schulrat der Kolonie zurückgetreten war.

Durch den Besuch des MCC-Vertreters Professor A. E. Janzen im Jahr 1943 formalisierte sich unter der Leitung von Nikolai Siemens ein Verein mit 56 Mitgliedern als Träger dieser Bibelschule, die parallel zur Sekundarschule geführt und vom MCC unterstützt wurde.<sup>3</sup> Zur selben Zeit wurde eine Denkschrift, in der man sich persönlich und mit der eigenen Unterschrift zur Wehrlosigkeit bekannte, abgefasst, im Mennoblatt veröffentlicht und von mehr als hundert Personen unterschrieben. Wörtlich heißt es im abschließenden Abschnitt dieser Denkschrift: “Unsere Aufgabe sehen wir heute im Dienst am Nächsten und an unserm neuen Vaterland Paraguay, indem wir als treue loyale Bürger in friedlicher Aufbauarbeit an der Erschließung des Chaco mitwirken.”<sup>4</sup> Das unterschriebene Dokument wurde dem MCC von Professor Janzen “als Beleg für die Einstellung dieser Gruppe in Fernheim”<sup>5</sup> übermittelt. Peter P. Klassen kommentiert: “Das MCC hielt eindeutig die Seite der Wehrlosen in Fernheim, weil es dort die

---

<sup>1</sup> So der Wortlaut des Briefes, zit. nach ebd., S. 79.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Ebd., S. 62f; Zum Besuch von A. E. Janzen siehe auch Heinrich Dürksen, *Daß du nicht vergessest der Geschichten*, a. a. O., S. 120.

<sup>4</sup> Peter P. Klassen, *Die deutsch-völkische Zeit in Fernheim*, a. a. O., S. 86.

<sup>5</sup> Ebd.

mennonitischen Prinzipien und das Weiterbestehen der Kolonie garantiert sah.”<sup>1</sup>

Ein anderer kolonieinterner Konflikt, der mit geschäftlichen Spannungen zwischen Genossenschaft und Privathandel zu tun hatte, verschärfte die Fronten zwischen den “Wehrlosen” und der “deutsch-völkischen Bewegung”, die sich intern noch in zwei Gruppen spaltete. Die Spannungen führten dazu, dass es am 11. März 1944 “zu einer tätlichen Auseinandersetzung zwischen Anhängern des Oberschulzen Julius Legiehn und seinen Gegnern”<sup>2</sup> kam.

Zu dieser Zeit waren drei Mitarbeiter des MCC in Fernheim tätig: Der Arzt Dr. John Schmidt baute eine systematische Krankenbehandlung auf, Vernon Schmidt führte Straßenbauarbeiten durch und der Zahnarzt Dr. Gerhard S. Klassen machte Zahnbehandlungen und bildete Nachwuchskräfte aus. Diese drei MCC-Vertreter wurden in den kolonieinternen Konflikt hineingezogen und ergriffen deutlich für die “Wehrlosen” Partei.

Als es in der Nacht vom 11. März 1944 zu Schlägereien zwischen den kolonieinternen Parteien kam, veranlasste Dr. Gerhard Klassen, dass einige Soldaten der Militärstation Isla Poí unter der Leitung des Major Zacarias in Filadelfia auftauchten, um für Schutz und Ordnung zu sorgen. Diese Anweisung gab er allerdings in eigener Entscheidung und Verantwortung und nicht im Auftrag des MCC.<sup>3</sup>

Entscheidender war der Einfluss von Gerhard Klassen und John Schmidt auf der Kolonieversammlung am 14. März 1944, als man bemüht war, die Vorfälle des 11. März zu klären. Beide stellten bei dieser Gelegenheit die klare Forderung, dass Dr. Kliewer die Kolonie Fernheim verlassen müsse, damit es zu Ordnung und Ruhe kommen könne. John Schmidt drohte damit, seine Arbeit in Fernheim niederzulegen, wenn Kliewer bleibe. Gerhard Klassen trat bei dieser Gelegenheit recht autoritär auf und forderte auch den Rücktritt und die Abwanderung des Oberschulzen Julius Legiehn. Im Protokoll der Kolonieversammlung heißt es dann wörtlich: “Der Oberschulze Legiehn und Dr. Kliewer erklären darauf der Versammlung, daß sie dem Druck von außen weichen und die Kolonie verlassen werden.”<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> Ebd., S. 79.

<sup>2</sup> Peter P. Klassen, “Elfter März”, *LMP*, S. 120.

<sup>3</sup> Peter P. Klassen, *Die deutsch-völkische Zeit in Fernheim*, a. a. O., S. 115f.

<sup>4</sup> Ebd., S. 122.

Der ehemalige Oberschulze Heinrich Dürksen kommentiert das Auftreten der beiden MCC-Vertreter auf der Kolonieversammlung wie folgt: “Die MCC-Vertreter nahmen hier entschieden Stellung gegen die völkische Sache, aber die Art und Weise ihrer Argumentation war weder sachlicher Natur, noch geschah sie in angepaßter Form.”<sup>1</sup>

Für viel Spekulation sorgte dann auch die Tatsache, dass am 21. Mai 1944 eine Delegation, bestehend aus paraguayischen Militärbeamten und Vertretern der amerikanischen Gesandtschaft in Asunción, von den beiden Ärzten des MCC in Filadelfia empfangen wurde und den Ausweisungsbefehl für Julius Legiehn und Dr. Fritz Kliewer überbrachte.<sup>2</sup>

Fritz Kliewer hat sich in einem Brief an das MCC im Juli 1944 schwer darüber beklagt, dass auf diese Weise das Prinzip des MCC, eine unpolitische Organisation zu sein, gebrochen worden sei.<sup>3</sup> Allerdings stand das MCC im März 1944 in Paraguay unter politischem Druck, wie Willard H. Smith, erster Direktor des MCC für Paraguay, berichtet. Seinen Angaben zufolge hatte man ihm von der nordamerikanischen Gesandtschaft angedroht, dass der Kooperative Fernheim aufgrund der nicht zu übersehenden nationalsozialistischen Tendenzen ein Boykott und Embargo von Seiten der Alliierten drohe, was eine Unterbindung aller Gütertransporte zur Folge gehabt hätte. Daher bedeutete die Ausweisung von Kliewer und Legiehn für das MCC eine Entspannung des Konflikts, allein schon wegen der Versorgung der Siedler.<sup>4</sup>

Im Namen des MCC nahm Peter C. Hiebert dann im Oktober 1944 allgemein und kurz Stellung zu der Vorgehensweise der MCC-Vertreter in Fernheim, und zwar mit folgendem Satz in einem Brief an den Ältesten Jakob Isaak: “Wo etliche unserer Vertreter nicht Licht gewesen in ihrem Wandel unter Euch, das be-

---

<sup>1</sup> Heinrich Dürksen, *Daß du nicht vergessest der Geschichten*, a. a. O., S. 126.

<sup>2</sup> Peter P. Klassen, *Die deutsch-völkische Zeit in der Kolonie Fernheim*, a. a. O., S. 123f.

<sup>3</sup> Ebd., S. 124f. Laut Angaben von Alfred Neufeld, “Konflikte und Spannungen in den Gemeinden Fernheims”, a. a. O., S. 17, hat auch John Lapp, Historiker und ehemaliger MCC-Direktor, zugegeben, dass das MCC noch deutlicher die Distanz zur nordamerikanischen Botschaft hätte wahren sollen.

<sup>4</sup> Peter P. Klassen, *Die deutsch-völkische Zeit in der Kolonie Fernheim*, a. a. O., S. 126f.

dauern wir tief.”<sup>1</sup>

Nach der Krise im März 1944 wurde Prediger Bernhard Wall, der zur Gruppe der Wehrlosen gehörte, zum Leiter der Kolonie gewählt. Dadurch erstarkte die Gruppe der mit dem MCC in enger Interessengemeinschaft stehenden Siedler Fernheims, die bis dahin zur Minderheit gehört hatten. Von den Gemeinden, die in der KfK zusammengeschlossen waren, wurden 1945 neue “Richtlinien für das Bildungswesen in Fernheim” erarbeitet, die eine engere Verzahnung von Gemeinden und Schule vorsahen. Das MCC nahm großen Einfluss auf die Sekundarschule von Fernheim und überhaupt auf die Entwicklung des mennonitischen Bildungswesens in Paraguay.<sup>2</sup>

### III. Der diplomatische Einsatz des MCC als Flüchtlingsagentur während und nach dem Zweiten Weltkrieg

Nachdem 1930 die letzten Mennoniten die Sowjetunion fluchtartig verlassen konnten, wurde die Auswanderung für die verbleibenden 100.000 Mennoniten unmöglich, da die Grenzen endgültig geschlossen wurden. Für sie begann eine sehr schlimme Zeit, die durch Kollektivierung, Hungersnot, Deportationen, Erlöschen des Gemeindelebens und eine furchtbare Terrorwelle geprägt war.<sup>3</sup>

Der Einmarsch der deutschen Soldaten im Jahr 1941 wurde daher als Befreiung begeistert begrüßt. Nach der Schlacht von Leningrad im Jahr 1943 begann dann die schwere Zeit des Rückzugs aus der Sowjetunion in Begleitung der deutschen Armee. Allerdings erreichte nur ein Drittel der 30.000 Mennoniten, die sich in den Westen begeben hatten, im Jahr 1945 das zerbombte Westdeutschland.<sup>4</sup>

Dazu bemerkt Peter P. Klassen: “Versprengt über ganz Westdeutschland, notdürftig untergebracht in den zerbombten Städten, auf Bauernhöfen und in Notbaracken waren sie vom Hunger bedroht und noch mehr von der Gefahr, von so-

---

<sup>1</sup> Ebd., S. 125.

<sup>2</sup> Dabei war unter anderem der Einsatz von Cornelius C. Peters, der 1948 im Auftrag des MCC nach Paraguay kam, sehr prägend. Siehe dazu Jakob Warkentin, “Peters, Cornelius C.”, *LMP*, S. 332f.

<sup>3</sup> Peter P. Klassen, *Die Mennoniten in Paraguay, Bd. 1: Reich Gottes und Reich dieser Welt*, 2. erweiterte und aktualisierte Aufl., Bolanden-Weiherhof: Mennonitischer Geschichtsverein e.V., 2001, S. 147ff.

<sup>4</sup> Ebd., S. 155f.

wjetischen Agenten aufgespürt und repatriert zu werden, wie es auf der Konferenz der Alliierten in Jalta beschlossen worden war.”<sup>1</sup>

In dieser dramatischen Situation erwies sich das MCC als sehr wirksame Flüchtlingsagentur. Durch den unermüdlichen Einsatz von Cornelius F. Klassen sowie Peter J. und Elfrieda Dyck wurden die versprengten Mennoniten in den Flüchtlingslagern Gronau, München, Backnang und Berlin gesammelt. Dass dabei auch viel diplomatisches Feingefühl erforderlich war, beschreibt Peter P. Klassen wie folgt: “Die Vertreter (des MCC, HDG) suchten immer wieder direkten Zugang zu den an Verträge und militärische Verordnungen gebundenen Behörden der Siegermächte, und sie kamen nicht selten in prekäre Situationen; denn für die Sowjets waren die geflüchteten Mennoniten Deserteure und für die Amerikaner Parteigänger Hitlers.”<sup>2</sup>

Von Cornelius F. Klassen, dem Sonderbeauftragten des MCC für die Sammlung, Sesshaftwerdung bzw. Auswanderung der mennonitischen Flüchtlinge, heißt es: “Er hatte großes diplomatisches Geschick beim Verhandeln mit Regierungsstellen und mit den internationalen Organisationen wie UNO, IRO (International Refugee Organization) u.a. Er konnte aber auch vertrauensvoll im mennonitischen Plattdeutsch mit den ganz einfachen Männern und Frauen, die als Flüchtlinge aus dem Osten kamen, sprechen. Seinem eigenen Auftrag „Ich suche meine Brüder“ gemäß war er rastlos unterwegs, um verängstigte und bedrängte mennonitische Flüchtlinge aufzuspüren und sie in Sammelagern zusammenzuführen. Kein Problem schien ihm unüberwindlich zu sein, denn allen Schwierigkeiten zum Trotz sagte er sich und den anderen: Gott kann!”<sup>3</sup>

Peter und Elfrieda Dyck, die im Auftrag des MCC “Tausenden mennonitischen Flüchtlingen in den besetzten Zonen geholfen haben”<sup>4</sup>, sind durch ihren Mut, ihre Phantasie, ihr Durchsetzungsvermögen und absolutes Gottvertrauen ein beeindruckendes Zeugnis gewesen. Ein Beispiel dafür ist die dramatische Rettungsaktion der Flüchtlingsgruppe, die in Westberlin gesammelt und dann “in Viehwaggons durch die sowjetisch besetzte Zone nach Bremerhaven zum Schiff Volendam gebracht wurde”<sup>5</sup>. Von dort aus ging die Reise dann weiter nach

---

<sup>1</sup> Ebd., S. 156.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Jakob Warkentin, “Klassen, Cornelius F.”, *LMP*, S. 240f.

<sup>4</sup> Jakob Warkentin, “Dyck, Peter und Elfrieda”, *LMP*, S. 116.

<sup>5</sup> Ebd.

Südamerika. In Buenos Aires angekommen, mussten die mehr als zweitausend Flüchtlinge mehrere Monate lang aufgrund des Ausbruchs der Revolution in Paraguay notdürftig in Zeltlagern untergebracht werden.<sup>1</sup> Das erforderte jedoch diplomatische Verhandlungen mit den argentinischen Behörden, da die Flüchtlinge für Argentinien kein Visum erhalten hatten. Als dann ehemalige Ansiedler aus der Kolonie Fernheim, die in Buenos Aires lebten, im Zeltlager eine negative Stimmung gegen die Ansiedlung im Chaco verbreiteten, kam Cornelius A. DeFehr, der Beauftragte des MCC, unter starkem Druck. Ein Teil der Flüchtlinge (135 Personen) entschlossen sich, auch ohne Aufenthaltsgenehmigung in Argentinien zu bleiben. Cornelius A. DeFehr musste den anderen Flüchtlingen versprechen, dass niemand gegen seinen Willen zur Ansiedlung im Chaco gezwungen werden würde. Dieses Versprechen hatte dann allerdings zur Folge, dass unter großem Zeitdruck Siedlungsland in Ostparaguay gesucht werden musste. Auf diese Weise entstand 1947 die Kolonie Volendam.<sup>2</sup>

Cornelius A. DeFehr, der ein erfolgreicher Unternehmer war, hatte ein ausgesprochenes Organisationstalent und wurde zu einem sachkundigen und geschätzten Berater der Siedlungsleiter von Neuland und Volendam. Hinzu kommt, dass er und seine Frau Elisabeth "einfühlsame Helfer und Tröster für die vielen zerrissenen Familien unter den Flüchtlingen"<sup>3</sup> wurden.

Unter großem zeitlichen, finanziellen und politischen Druck hat das MCC im Laufe von anderthalb Jahren (1947 bis 1948) insgesamt 4.669 mennonitische Flüchtlinge nach Paraguay gebracht<sup>4</sup>, wo diese die beiden Kolonien Neuland und Volendam gründeten. Das MCC veranlasste die Unterbringung der Immigranten in den Kolonien Menno, Fernheim und Friesland, streckte die Finanzen für den Landkauf für die Ansiedlung vor und begleitete den mühsamen Aufbau der Siedlungen. Die Mehrheit der Flüchtlinge waren Frauen. So hatte z.B. fast die Hälfte der Ansiedler von Neuland keinen erwachsenen Mann für die schwere Arbeit<sup>5</sup>, in Volendam fehlte etwa bei einem Viertel der Familien der männliche Beistand.<sup>6</sup>

---

<sup>1</sup> Jakob Warkentin, "Zeltlager in Buenos Aires", *LMP*, S. 452.

<sup>2</sup> Jakob Warkentin, "DeFehr, Cornelius A.", *LMP*, S. 103.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Peter P. Klassen, *Die Mennoniten in Paraguay, Bd. 1*, a. a. O., S. 158.

<sup>5</sup> Jakob Warkentin, "Neuland", *LMP*, S. 315.

<sup>6</sup> Uwe Neufeld, "Volendam", *LMP*, S. 332 – 333.

Die bereits bestehenden mennonitischen Kolonien Menno, Fernheim und Friesland wurden vom MCC sehr gezielt in die Hilfsaktion an den Flüchtlingen einbezogen. Das MCC hatte bereits 1943 in Asunción ein zentrales Büro und Tagungszentrum, das später unter dem Namen Mennonitenheim bekannt wurde, eingerichtet.<sup>1</sup> Hier trafen sich die leitenden Vertreter der Kolonien unter der Anleitung des MCC zu Sitzungen. Der ursprüngliche Plan des MCC war sogar, die in den Chaco eingewanderten Flüchtlinge, deren Land im Süden der Kolonie Fernheim lag, an die bestehende Kolonie anzugliedern. Doch damit konnten sich die Fernheimer nicht identifizieren. Noch 1950 erscheint in einem Protokoll der Kolonieverammlung von Fernheim folgender Vorwurf gegen das MCC: "Wenn ihr diese Menschen nach Paraguay bringt, dann sorgt auch für sie."<sup>2</sup>

Mehrere Versuche des MCC, auf wirtschaftlicher Ebene eine stärkere Zusammenarbeit der mennonitischen Kolonien anzustreben, scheiterten.<sup>3</sup> Darin zeigte sich sicherlich auch das langsam erstarkende Selbstbewusstsein der mennonitischen Kolonien dem MCC gegenüber. Gleichzeitig muss aber gesagt werden, dass gerade das MCC-Büro in Asunción zu einem Knotenpunkt wurde, durch den die wichtige Annäherung in der Zusammenarbeit sozialer, diakonischer und missionarischer Institutionen zustande kam.

#### **IV. MCC als Initiator und Projektpartner in der Gründung und Verwaltung sozialer und diakonischer Einrichtungen**

Erst Mitte der 1950er Jahre setzte die Überwindung der existenziellen Krise der mennonitischen Kolonien ein. An diesem langsamen wirtschaftlichen Aufschwung war das MCC sehr entscheidend beteiligt.

Als besonders wirksam erwies sich der durch das MCC vermittelte Kredit der US-Regierung von einer Million Dollar, der proportionell zur Bevölkerung einer jeden Kolonie den Siedlungen Menno, Fernheim, Neuland, Friesland und Vollandam zugute kam. Durch diesen Kredit, den die genannten Kolonien 1960 erhielten, kam es zu entscheidenden wirtschaftlichen Entwicklungen: "Diese Anleihe half bei der Mechanisierung der landwirtschaftlichen Produktion

---

<sup>1</sup> Gerhard Ratzlaff, "Mennonitenheim in Asunción", *LMP*, S. 286.

<sup>2</sup> Zitiert nach Peter P. Klassen, *Die Mennoniten in Paraguay, Bd. 1*, a. a. O., S. 231.

<sup>3</sup> Ebd., S. 228ff.

(Ackerbau und Weidewirtschaft), Erweiterung der Anbauflächen und Ausweitung der Produktion und auch Schaffung von Mehrwert durch Verarbeitung von Rohprodukten. Er wirkte wie ein erfrischender Regen im Chaco. Hoffnung und Begeisterung wurden geweckt.”<sup>1</sup>

Als verantwortliche Instanz zur Kanalisierung und Abwicklung dieses Kredits wurde 1957 das “Comité Económico Mennonita” (CEM) als Zusammenschluss der fünf genannten Kolonien gegründet. Aus diesem auch als Oberschulzenrat bekannten Gremium entstand die “Asociación de Colonias Mennonitas del Paraguay” (ACOMEPA).<sup>2</sup>

Ein anderer, sehr wesentlicher Faktor der wirtschaftlichen Entwicklung war der gezielte Einsatz des MCC beim Bau der Schönwetterstraße, die ab 1961 die Chacokolonien mit Asunción verband. Vorausgegangen waren in den Jahren 1954 und 1955 die beeindruckenden Leistungen im Wegebau, die der MCC-Freiwillige Vernon Buller erbrachte.<sup>3</sup> Die etwa 500 km lange Transchacostraße von Asunción in die mennonitischen Chacokolonien entstand nach langwierigen Verhandlungen des MCC mit der nordamerikanischen Regierung, durch die Unterstützung der paraguayischen Regierung und der Viehzüchter des Chaco sowie durch die freiwilligen, jeweils zweijährigen Einsätze von dreißig mennonitischen Männern aus den USA und aus Kanada (darunter 18 als “Paxboys” bekannte Kriegsdienstverweigerer). Gerhard Ratzlaff wertet diesen Einsatz des MCC als “biblisch orientierte Entwicklungshilfe”<sup>4</sup>.

Parallel dazu muss auch der Einsatz des vom MCC vermittelten Agronomen Robert Unruh gewürdigt werden, der von 1951 bis 1983 mit einigen Unterbrechungen im Chaco wirkte. Es war, wie Gerhard Ratzlaff treffend formuliert, ein “Dienst an der Gemeinschaft mit nachhaltiger Wirkung”<sup>5</sup>, und zwar in folgenden Bereichen: Experimente zur Entwicklung geeigneter Ackerbaukulturen, Förderung der Mechanisierung der Landwirtschaft, Verbesserung der Viehzucht durch die Einführung von Büffelgras und Rassenvieh, Entwicklung der Milchwirt-

---

<sup>1</sup> Alfred Fast sen., “Millionenkredit”, *LMP*, S. 303. Vgl. Peter P. Klassen, *Die Mennoniten in Paraguay Bd. 1*, a. a. O., S. 214ff.

<sup>2</sup> Peter P. Klassen, *Die Mennoniten in Paraguay Bd. 1*, a. a. O., S. 232ff.

<sup>3</sup> Gerhard Ratzlaff/Edgar Stoesz, “Buller, Vernon Cecil”, *LMP*, S. 60.

<sup>4</sup> Gerhard Ratzlaff, “Ruta Transchaco”, *LMP*, S. 365. Vgl. Peter P. Klassen, *Die Mennoniten in Paraguay Bd. 1*, S. 220ff.

<sup>5</sup> Gerhard Ratzlaff, “Unruh, Robert Gilmore”, *LMP*, S. 429.



schaft und Beratung in der Ansiedlung der indianischen Volksgruppen.

Auffallend ist, dass der Schwerpunkt des MCC in Paraguay sich bereits seit den 1950er Jahren gezielt auf die Gründung und Entwicklung von sozialen und diakonischen Institutionen richtete. Bis dahin waren die Oberschulzen als wirtschaftliche und zivile Leiter die direkten Verhandlungspartner des MCC. Nun rückten die geistlichen Leiter der mennonitischen Gemeinden stärker ins Blickfeld des MCC, vor allem, wenn es um diakonische Einrichtungen ging.

Daher ist Peter Wiens wohl Recht zu geben, wenn er die Entstehung des Gemeindefunktionärs, zu dem sich 1968 die Leiter der mennonitischen Gemeinden aus Menno, Fernheim, Neuland, Friesland und Volendam zusammenschlossen, wesentlich auf die Initiative des MCC zurückführt. Wörtlich heißt es bei Wiens: "Schon in den Jahren 1964 und 1965 drängte das M.C.C. in Nordamerika darauf, daß die Mennoniten in Paraguay mehr Verantwortung für Hilfsprojekte übernehmen sollten. Seit 1957 gab es schon einen Zusammenschluß der Kolonieverwaltungen: den Oberschulzenrat. Aber das M.C.C. wollte lieber mit den Gemeinden zusammenarbeiten als mit den Verwaltungen. Das konnte erst durchgeführt werden, nachdem sich die Gemeinden zusammengeschlossen hatten. Das Gemeindefunktionär zusammen mit dem Oberschulzenrat haben dann die Arbeit des M.C.C. in Paraguay übernommen."<sup>1</sup>

Allerdings war es auch noch Mitte der 1960er Jahre für die mennonitischen Gemeinden Paraguays eine große Herausforderung, die Verantwortung für die durch das MCC gegründeten oder entstandenen diakonischen Werke (besonders die Ansiedlung der Indianer im Chaco, die Leprastation Km 81 und den "Christlichen Dienst") zu übernehmen. Peter Wiens kommentiert: "In Paraguay befürchtete man, das M.C.C. würde sich auch finanziell zurückziehen, denn für paraguayische Verhältnisse waren die Projekte zu groß angeschnitten."<sup>2</sup> Daher war es hilfreich, dass das MCC sich für den Prozess der Übergabe von 1964 bis 1968 Zeit ließ und dabei sehr sorgfältig und transparent mit den Vertretern der Gemeinden und mit den Oberschulzen verhandelte. Das erklärte Ziel des MCC war es, dass man aus der Dependenzbeziehung zwischen dem MCC als "großer Bruder" und den paraguayischen Mennoniten als "kleiner Bruder" herauskomme. Denn, so zitiert Peter Wiens den langjährigen Exekutivsekretär des MCC

---

<sup>1</sup> Peter Wiens, *25 Jahre Gemeindefunktionär in Paraguay 1967 - 1992*, Hg. Gemeindefunktionär in Paraguay, 1993, S. 5.

<sup>2</sup> Ebd., S. 11.

Orie O. Miller, „der ‚kleine Bruder‘ sei gewachsen und könne mehr Verantwortung übernehmen”<sup>1</sup>.

Das historisch gesehen erste missionarisch-diakonische Projekt der nach Paraguay eingewanderten Mennoniten war die Missionsarbeit unter den indianischen Volksgruppen des Chaco, die im Gebiet der neu gegründeten mennonitischen Kolonien lebten oder mit der Zeit in diese Zone kamen. Als am 17. September 1935 der Missionsbund "Licht den Indianern" von 97 Missionsfreunden aus den Gemeinden der Kolonie Fernheim gegründet wurde<sup>2</sup>, unterstützte das MCC diese Initiative mit einer Spende von 100 US\$.<sup>3</sup> Aus diesem bescheidenen Anfang entstand ein groß angelegtes Programm von Mission, Gemeindebau und Entwicklungshilfe.

Besonders tatkräftig war die Unterstützung des MCC im Programm der Entwicklungshilfe unter indianischen Volksgruppen, die seit den 1960er Jahren im zentralen Chaco zu einer besonders großen Herausforderung wurde. Nachdem von "Licht den Indianern" aus im Jahr 1953 die ersten Schritte zur Ansiedlung bekehrter Indianerchristen gemacht worden waren, wurde die ständige Zuwanderung von verschiedenen indianischen Stämmen und Sippen und das Bevölkerungswachstum der Indianer im Wohngebiet der eingewanderten Mennoniten zu einer großen sozialen Herausforderung. Der leitende Missionar Gerhard B. Giesbrecht hatte 1960 in einem Vortrag über die Indianermission im Chaco, den er anlässlich der Hundertjahrfeier der Mennoniten Brüdergemeinde in Nordamerika hielt, auf die Herausforderung einer Ansiedlung der indianischen Bevölkerung aufmerksam gemacht.<sup>4</sup> Auf Initiative des MCC wurde dann auf einer Sitzung am 21. Juni 1961 unter Leitung von Frank J. Wiens, dem MCC-Direktor für Paraguay, die "Indianer-Siedlungs-Behörde" (ISB) gegründet, die aus Vertretern der drei Mennonitenkolonien Menno, Fernheim und Neuland sowie Vertretern der Indianergemeinden bestehen sollte und vom MCC tatkräftig unterstützt wurde. Das Ziel dieser Behörde sollte es sein, "aus den Indianern seßhafte Bauern zu machen."<sup>5</sup> Es wurde ein konkreter Plan gefasst, "die ersten hundert Fa-

---

<sup>1</sup> Ebd., S. 10.

<sup>2</sup> Peter P. Klassen, *Die Mennoniten in Paraguay, Bd. 2: Begegnung mit Indianern und Paraguayern*, Bolanden-Weierhof: Mennonitischer Geschichtsverein, 1991, S. 129.

<sup>3</sup> Gerhard B. Giesbrecht, "Gesegnetes Zusammenwirken mit dem MCC: Ein 'Rückblick und ein Ausblick'", *Mennoblatt* 23 (1973), S. 3.

<sup>4</sup> Peter P. Klassen, *Die Mennoniten in Paraguay, Bd 2*, a. a. O., S. 169.

<sup>5</sup> Ebd., S. 168.

milien in einem Zeitraum von fünf Jahren ansässig zu machen"<sup>1</sup>, wobei 75% der Kosten vom MCC und die restlichen 25% von den beteiligten Mennonitenkolonien und den Gemeinden getragen werden sollten. Dieses Siedlungsprojekt, das besonders aus kulturalanthropologischer Sicht recht umstritten war, wurde auf Initiative des MCC im Jahr 1963 durch "eine wissenschaftlich fundierte Studie über die Situation und Möglichkeiten einer Ansiedlung"<sup>2</sup> bewertet und neu ausgerichtet. Dazu kam der Linguistiker und Anthropologe Jakob A. Löwen für sechs Monate im Auftrag des MCC in den Chaco. Er gab wesentliche Anregungen und methodische Hilfen zum kulturvergleichenden Studium und hat, wie Gundolf Niebuhr es bewertet, "viel zur Bewusstmachung kultureller Unterschiede und Herausforderungen bei Mennoniten und Indianern beigetragen"<sup>3</sup>.

Aus der Indianer-Siedlungs-Behörde (ISB) wurde 1976 die "Indianer-Beratungs-Behörde" (IBB), die 1978 unter dem Namen "Asociación de Servicios de Cooperación Indígena-Mennonita" (ASCIM, zu Deutsch: "Vereinigung der Dienste für indianisch-mennonitische Zusammenarbeit") offiziell von der paraguayischen Regierung anerkannt wurde. Das MCC hat die Verantwortung für die Verwaltung und Finanzierung dieser Institution schrittweise an die Kolonien des paraguayischen Chaco, Menno, Fernheim und Neuland abgegeben und unterstützt gegenwärtig nur noch kleine Projekte der ASCIM.

Auch für die diakonische Arbeit der eingewanderten Mennoniten Paraguays unter lateinparaguayischen Bevölkerungsgruppen war das MCC ein entscheidender Impulsgeber und Begleiter. Das erste karitative Projekt für diese Zielgruppe war 1951 die Gründung eines Hospitals für Leprakranke, das durch den vom MCC vermittelten Arzt John R. Schmidt in enger Zusammenarbeit mit Vertretern der mennonitischen Gemeinden Paraguays aufgebaut wurde. Peter Wiens schildert die Zusammenarbeit zwischen MCC und den mennonitischen Gemeinden Paraguays in diesem Projekt wie folgt:

"Das M.C.C. hatte die Anregung zur Aufnahme der Lepramission in Paraguay gegeben und auch versprochen, immer finanziell mitzuhelfen, aber die Verantwortung sollten die Mennoniten in Paraguay übernehmen. Es sollte ein Werk der Nächstenliebe sein, wofür sich die Gemeinden einsetzen würden."<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> Ebd.

<sup>2</sup> Ebd., S. 170.

<sup>3</sup> Gundolf Niebuhr, "Löwen, Jakob A.", *LMP*, S. 269.

<sup>4</sup> Peter Wiens, *25 Jahre Gemeindegemeinschaft in Paraguay: 1967 – 1992*, Hg. Gemeinde-

Im Zusammenhang mit dem Leprahospital, das durch freiwillige Mitarbeiter und Gaben der Mennoniten Paraguays unterstützt werden sollte, entstand ebenfalls auf Anregung des MCC der "Christliche Dienst" in Paraguay, eine Organisation, die bis heute freiwillige Helfer aus mennonitischen Gemeinden für karitative Projekte vermittelt und diese Projekte auch leitet.

Als strategisch weitsichtig erweist sich auch die Finanzpolitik des MCC bei der Gründung dieser Projekte. So wurde schon im Jahr 1943 vom MCC die Bestimmung getroffen, die Schuldentilgungen des Ansiedlungskredites der Kolonie Fernheim für soziale Zwecke in Paraguay zu investieren. Aus diesen Mitteln wurde 1951 der Aufbau des erwähnten Leprahospitals finanziert.<sup>1</sup>

Der Einfluss des MCC zur Förderung der psychischen und geistigen Gesundheit in den Kolonien war ebenfalls entscheidend. Bereits 1952 machte der MCC-Arzt John R. Schmidt den Vorschlag, eine gemeinsame Nervenheilanstalt aufzubauen. Aus dieser Anregung entstand das "Sanatorium Hoffnungsheim", deren Trägerschaft die fünf Kolonien Fernheim, Friesland, Menno, Neuland und Volendam bildeten. Die genannten Kolonien übernahmen 50% der Kosten, die andere Hälfte wurde vom MCC bezahlt. Am 16. August 1959 wurde die Nervenheilanstalt "Sanatorium Hoffnungsheim" in Filadelfia (Kolonie Fernheim) eingeweiht.<sup>2</sup>

Das Gemeindefomitee übernahm im Jahr 1968 die Verantwortung für das Leprakrankenhaus und den "Christlichen Dienst". Den zivilen Verwaltungen der Kolonien, die sich zum Oberschulzenrat zusammengeschlossen hatten, wurde die Verantwortung für die Entwicklungshilfe unter paraguayischen und indianischen Volksgruppen, für die Sozialarbeit innerhalb der Kolonien und für die Verwaltung des Sanatoriums Hoffnungsheim übertragen, eine Aufgabe, die sie in enger Zusammenarbeit mit den Gemeinden bis heute ausführen.<sup>3</sup>

---

komitee in Paraguay: 1993, S. 9.

<sup>1</sup> Peter Wiens, "Dank und Anerkennung – 75 Jahre MCC", a. a. O., S. 5.

<sup>2</sup> Peter P. Klassen, *Die Mennoniten in Paraguay, Bd. 1.*, a. a. O., S. 232.

<sup>3</sup> Gerhard Ratzlaff, *Ein Leib – viele Glieder: Die mennonitischen Gemeinden in Paraguay*, Asunción: Gemeindefomitee, 2001, S. 244.

## Schlussfolgerungen

Der historische Rückblick auf rund 50 Jahre MCC aus der Perspektive der paraguayischen Mennoniten bringt mich zu folgenden vier Thesen, die ich abschließend vorstellen möchte:

- Die Geschichte der Beziehung zwischen MCC und paraguayischen Mennoniten ist ein beeindruckendes Denkmal für geistlich gewirkte Solidarität unter Glaubensgeschwistern. Diese ist auch durch die eingangs erwähnten menschlichen Begrenzungen, Fehler und Schwächen, die auf beiden Seiten zur Genüge festzustellen sind, nicht wesentlich erschüttert worden.
- In den fünfzig Jahren, in denen das MCC in Paraguay prägend war, kann man meines Erachtens drei Schwerpunkte feststellen, die die Existenz und Identität der paraguayischen Mennoniten nachhaltig geprägt haben: In den ersten fünfundzwanzig Jahren ging es um den Beistand im Existenzkampf, danach folgte bis Mitte der 1960er Jahre die Begleitung des wirtschaftlichen Aufschwungs der mennonitischen Kolonien und seit Ende der 1960er Jahre ging es sehr konkret um die Förderung eines Prozesses, durch den der Ethnozentrismus der mennonitischen Kolonien durch Mission, soziale Verantwortung und Integration in den nationalen Kontext durchbrochen wurde. Diese Schwerpunkte markieren gleichzeitig einen wichtigen Paradigmenwechsel des MCC selbst: Stand in den 1930er Jahren noch Benders Vision von einem mennonitischen Staat im paraguayischen Chaco deutlich im Vordergrund und waren die zivilen Autoritäten der Kolonien in den ersten fünfundzwanzig Jahren die primären Ansprechpartner des MCC, so ging es nach 1960 sehr gezielt um die Förderung christlicher Sozialarbeit und diakonischer Werke, wobei die Gemeinden sehr bewusst vom MCC in die Verantwortung einbezogen wurden.
- Es ist in der Diakonie keine leichte Herausforderung, eine partnerschaftlich-geschwisterliche Beziehung aufrecht zu erhalten, wenn einer der Partner dem anderen gegenüber in den Ressourcen überlegen ist. Beispiele dafür liefern vor allem die von mir als paternalistisch gewertete Rolle des MCC als Wohltäter und die entschiedene, teilweise auch autoritär anmutende Einflussnahme des MCC gegen die deutsch-völkische Bewegung Fernheims. Allerdings muss dabei unbe-

dingt erwähnt werden, dass die klare Position des MCC, die gegründeten mennonitischen Siedlungen zu stabilisieren und gleichzeitig die friedenskirchliche und missionarische Identität der mennonitischen Gemeinden Paraguays bewusst zu fördern, vor allem gegenüber dem ideologischen Umfeld der deutsch-völkischen Bewegung eine wesentliche Stütze und Prägung war, für die man im Rückblick nur dankbar sein kann.

- Die fünfzigjährige Weggemeinschaft von MCC und paraguayischen Mennoniten hat beide nachhaltig geprägt. Aus einer sporadischen Hilfsaktion während der Hungersnot in Russland entstand aufgrund gesammelter Erfahrungen und gezielter strategischer Weiterentwicklung im MCC das größte mennonitische Hilfswerk. Und ehemals mittellose, recht ethnozentrisch ausgerichtete Koloniemennoniten sind, nicht zuletzt aufgrund der erfahrenen Hilfe und Prägung durch das MCC, Träger bedeutender Hilfswerke und Entwicklungsprogramme in Paraguay geworden.

## Mennonitische Erziehung und Bildung: Warum und Wie?

Carlos Romero<sup>1</sup>

Ich bin sehr dankbar dafür, dass ich hier sein darf und für die Gelegenheit, meine persönlichen Gedanken über mennonitische Bildung und über die Bedeutung einer heutigen mennonitischen Bildungsinstitution, die dem Missionsruf im Verständnis des Zusammenschlusses mennonitischer Gemeinden der USA folgt, mitzuteilen. Die Frage "Welche Bedeutung haben mennonitische Bildungsinstitutionen in der heutigen Welt, wenn es unsere Aufgabe ist, dem Missionsruf zu folgen?" ist nicht neu. Fragen in Bezug auf Identität, Auftrag und Beweggründe sind schon oft gestellt und von verschiedenen Gruppen zu verschiedenen Zeitpunkten definiert und beantwortet worden. Diese unterschiedlichen Antworten waren damals sachgemäß und entsprachen der Realität einer gewissen Zeitspanne. Es ist weder mein Bestreben, alle Fragen zu beantworten noch alle Antworten bereitzustellen, die man in Erwägung ziehen könnte; es geht mir um die Anregung zum Austausch, hier und darüber hinaus.

Sehen wir uns die Geschichte mennonitischer Schulen und mennonitischer Lehranstalten einmal näher an (ich werde die Dinge hier ein bisschen verallgemeinern). Wenn wir die anfängliche Gründung mennonitischer Schulen in den Vereinigten Staaten während der ersten Jahrzehnte des letzten Jahrhunderts betrachten, bemerkt der Historiker James Juhnke Folgendes: **"In der Gründungsurkunde der Eastern Mennonite School wird die Absicht geäußert, den Schülern zu helfen, sich für den bäuerlichen Lebensweg zu entscheiden statt für ein Leben in den Handelszonen der Städte"**.

---

<sup>1</sup> Carlos Romero, Exekutivdirektor der „Mennonite Education Agency of Mennonite Church USA“, hat diesen Vortrag auf dem Lehrertreffen der MWK am 16. Juli 2009 in Asunción verteilt. Er wurde aus dem Englischen von Christa Flaming übersetzt.

Mit diesem Vorsatz stand die Eastern Mennonite School längst nicht alleine da.

Können Sie sich heutzutage eine ganzseitige Werbung für eine beliebige mennonitische Bildungsinstitution vorstellen, auf der geschrieben stünde: *“Wir mögen zwar akademisch nicht ganz so solide sein, aber wir werden Ihr Kind gewiss vor der Welt beschützen!”*? Dies würde den Eltern und künftigen Studenten doch vermitteln, dass sie ihre Kinder unbedingt hierher schicken sollten, weil wir (wenn auch akademisch etwas schwach) sie vor dieser Welt bewahren werden, statt sie mit dem Notwendigen auszurüsten, damit sie dort bestehen können.

Während das Erziehungsziel, eine spezifisch mennonitische Identität der Studenten zu bilden und zu unterstützen längst nicht verschwunden ist (ich würde sogar behaupten, dass es heute wichtiger als jemals zuvor ist), ist die Idee einer strikt ländlichen Identität doch begraben. Die ersten Gruppen mennonitischer Lehranstalten und Schulen trugen in der Tat dazu bei, der Kirche im größeren Rahmen bei der Entdeckung ihrer mennonitischen Identität in einer viel moderneren Weise und einer sich weniger neigenden Gesellschaft zu helfen. Sie wurden nicht zu Orten, wo mennonitische Jugendliche die von der Gemeinde gewünschte Identität übernehmen. Eine weitere Beobachtung Juhnkes, worin es spezifisch um mennonitische Hochschulen geht, ist, dass *“mennonitische Hochschulen zwischen dem traditionellen deutschsprachigen Mennonitentum und dem fortschrittlichen englischsprachigen Amerikanismus standen, aber auch als Bild des doppelten Wandels vom Bauernhof im Dorf zur Stadt.”*

Vereinfacht könnte man es so ausdrücken: die Gründung so mancher mennonitischer Bildungsinstitutionen förderte *“die Einführung einer Vielzahl von Berufen außerhalb des Bauernhofes, das Dienen und Lernen über den Ackerbau hinaus und den Lebensstil in einer Gemeinschaft, die nicht in einer ländlichen Umgebung mit angrenzenden Bauernhöfen liegt.”* Unsere mennonitischen Lehranstalten wurden außerdem zu Anlaufstellen für Intellektuelle in der Gemeinde, die dort ihre Gedanken äußerten, die Gemeinde herausforderten und die gesamte Welt um sich herum konfrontierten.

Der Zweite Weltkrieg und die Jahre danach brachten eine Reihe neuer Fragestellungen in Bezug auf dieselben Themen für unsere mennonitische Glaubensgemeinschaft jener bestimmten Zeit und Generation. Wieder war man darum besorgt, den Schülern zusätzlich zur Grundbildung auch ein christlich mennonitisches Selbstbewusstsein und eine lebenslange Verbindung zur mennonitischen Kirchengemeinde mitzugeben. Rückblickend stellen wir heute fest, dass einige



dieser Schulen (in dieser Zeitspanne wurden viele Grund- und Sekundarschulen gegründet oder erweitert) aus dem soziologischen und kulturellen Konservatismus jener Zeit heraus entstanden sind. Man scheute die Konfrontation mit der modernen Welt und schuf sie darum als sichere Häfen, geschützt vor kultureller und politischer Verfolgung. Eigentlich war die Situation noch komplizierter. Manche dieser Lehranstalten, die heute noch bestehen, wurden von einer Reihe von Personen gegründet, die im Grunde genommen selbst nur die achte Klasse abgeschlossen hatten. Ihre Eltern hatten es ihnen nicht erlaubt, diese Bildungsstufe zu überschreiten. Trotzdem war es die Vision gerade dieser Personen, die ihren und anderen Kindern den Erwerb eines kirchlich genehmigten und öffentlich anerkannten Diploms ermöglichte, oder gegebenenfalls sogar das Studium an einer Hochschule oder Graduiertenfakultät. Wahrscheinlich entsprang der Gründungsgedanke vieler Schulen aus der damaligen Realität der Kirchengemeinde in Zusammenhang mit den frühen und mittleren Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts.

Die Welt von heute sieht wesentlich anders aus. Die aktuelle Realität der globalen, multikulturellen, multiethnischen Gemeinde und Gesellschaft gehörten nicht zum Allgemeinverständnis der damaligen Zeit. Kulturelle Erkenntnisse jener Zeit führten zu vielen Erziehungsinitiativen, aus denen die heutigen Bildungsinstitutionen entstanden sind. Diese Institutionen haben der Kirchengemeinde damals gedient und dienen ihr immer noch. Trotzdem können wir auf dieser Stelle und in diesem Zeitabschnitt nicht stehen bleiben.

Im genannten Zeitraum entstanden außerdem eine Reihe von Indikatoren, die als Erkennungszeichen mennonitischer Schulen und deren Bedeutung entworfen und auch als solche verstanden wurden. Der Indikator, der meines Erachtens besonders betont wurde und in vieler Hinsicht zu einem der Hauptkennzeichen wurde (jahrelang sorgte er für eine beachtliche Menge an Gesprächstoff, Diskussion, Meinungsverschiedenheiten und Konfrontation in der Runde, besonders in der höheren Bildung), hatte mit dem Prozentsatz der mennonitischen Studenten in einer Institution zu tun. Grob vereinfacht und nicht so ganz fair hätte man erläutern könnten, dass jede Schule, die 75 Prozent mennonitischer Studenten aufwies, als mennonitische Bildungsinstitution eingestuft wurde, egal wie der Lehrplan aussah. Es gab auch eine Reihe anderer Indikatoren, nach denen man sich richtete. Sie bezogen sich auf den Prozentsatz der Lehrkräfte, die zur Gemeinde gehörten, den Prozentsatz der Vorstandsmitglieder, das kirchliche Amt, das der Präsident oder Rektor einer Institution innehatte, die Inhaberschaft der

Gebäude und des Geländes, die Rechtlichkeiten rund um die Eingliederung, die Wahl eines kirchlich genehmigten Lehrplanes, oder die Höhe der finanziellen Fördermittel, die von der Versammlung und der erweiterten Gemeinde zur Verfügung gestellt wurden.

All diese Aspekte wurden als Indikatoren genutzt, aber der typischste, im Wesentlichen, hatte mit dem Prozentsatz der mennonitischen Studenten auf einem beliebigen Campus zu tun. Dieser Punkt ist tatsächlich sehr wichtig, weil er widerspiegelt, in welcher Weise wir der Gemeinde dienen. Wenn wir unser Verständnis aber nur auf diese Formel begrenzen, dann glaube ich, dass wir das Gesamtbild nicht erfassen. Wir sehen nicht, was wir möglicherweise tun oder tun könnten. Wenn wir uns auf diese enge Auffassung begrenzen, verstehen wir den Stellenwert der Bildungsinstitutionen als Teil der Missionsvision einer Gemeinde wahrscheinlich noch nicht richtig.

Heute sprechen wir in der Gemeinde von der missionarischen Verpflichtung, die wir als Gemeinde haben. Eine Gemeinde, die erklärtermaßen eine missionarische Verpflichtung hat, sollte ihre Betriebsdefinitionen hinterfragen, wenn sich diese nur auf Traditionen und die Kultur der Vergangenheit gründen. Sie sollte sich darauf konzentrieren, ihre Energie in "Gottes Erlösungswerk" rund um uns herum einzubringen. Ich glaube, wir müssen uns über das Rahmenkonzept vieler Gespräche über Erziehung hinaus bewegen, um uns selbst als missionarisch verstehen zu können. Ich nenne es in sehr einfacher Terminologie das "Entweder-oder" Rahmenkonzept. Entweder sind Sie es, oder Sie sind es nicht. Wahrscheinlich begreifen wir besser, wie viel größer und breiter Gottes wunderbares Werk im Vergleich zu unserem menschlichen Bemühen ist, wenn wir aufhören, ihn durch "polarisierende Gespräche über Extreme" im Sinnzusammenhang mit "Entweder-oder" einzuengen. Dienen wir der Gemeinde oder dienen wir der Welt? Gilberto Flores, früher konfessioneller Pastor der Missionarischen Gemeinde, erinnert uns daran, dass es sich beim Missionarischen nicht so sehr um die Ausführung handelt, wie um das "Sein". Es geht darum, dass unser ganzes Leben nur ein Ziel hat, nämlich Gottes Missionswerk in unserem Umfeld beizutreten und uns daran zu beteiligen. Was würde es für unsere Schulen bedeuten, wenn sie sich diese Frage stellen: "Wie können wir uns in allem, was wir tun, auf die Mitarbeit in Gottes lokalem Missionswerk konzentrieren?" Was würde es für jede einzelne Kirchengemeinde bedeuten, wenn sie sich selbst fragte: "Wie unterstützen wir mennonitische Bildung, partnerschaftlich und finanziell, als eine unserer grundlegenden Missionsverpflichtungen?"

Darrel Guder fordert uns im Buch *Missional Church: A vision for the sending of the church in North America* (Missionarische Gemeinde: Eine Sendungsvision der Kirche Nordamerikas) zu einem Paradigmenwechsel in unserem Denken und Verstehen heraus. Statt ein Volk zu sein, das seine Beteiligung im Werk Gottes in der "Sendung von Leuten in die Welt sieht, sollten wir eine Gemeinschaft sein, die sich selbst als von Gott zur Mitarbeit berufen versteht." Er sagt: **"Wir verstehen nun, dass Mission nicht nur eine Tätigkeit ist. Sie ist vielmehr das Resultat des Willens Gottes, nämlich die Wiederherstellung und Heilung der Schöpfung."**

Bei mehreren Gelegenheiten während des letzten Jahres erinnerte uns Greg Boyd (Pastor der Woodland Hills Gemeinde in Saint Paul, Minnesota) daran, dass wir Wiedertäufer der Welt etwas Kostbares zu bieten haben. Ich glaube, dass man die mennonitischen Bildungsinstitutionen als kostbares Geschenk in der Hand der Gemeinde sehen sollte: ein Geschenk, das aus unserem Erbe und unseren Traditionen gewachsen ist, aus den Umständen der verschiedenen Zeitabschnitte heraus. Unser Verständnis von Mission dreht sich dann nicht nur um die Erhaltung und Sicherung dessen, was in der Vergangenheit war, sondern liegt in der Beteiligung am Werk Gottes durch unsere Arbeit und unseren Dienst. Ich glaube, dass mennonitische Bildung eine kostbare Gabe ist, die wir mit möglichst vielen Leuten in den Bankreihen unserer Gemeindeversammlungen teilen wollen und müssen. Nicht etwa der Prozentsätze wegen, sondern weil es zu unserer Berufung als "Gesandte" gehört, unsere Kraft zur Vorbereitung Anderer einzubringen, damit sie sich ebenfalls als Gesandte Gottes sehen, gerufen zu seinem Werk in unseren Kirchen, Gemeinschaften und in der ganzen Welt.

Gleichzeitig ist es meines Erachtens ein kostbares Geschenk, das wir auch mit der Welt im weiteren Sinne teilen müssen: mit denen, die von unserem Verständnis der Dinge, unserer Theologie, unserem Lebensstil, unserem Jüngerschaftsweg und dem Bemühen, in der heutigen Welt treu zu bleiben, fasziniert sind und herausgefordert werden, obwohl sie nicht selbst Mennoniten heißen.

In einer missionarischen Gemeinde breitet sich das "Und, und" Prinzip in Bezug auf unsere Aufgabe aus, anstelle des "Entweder/oder" Prinzips. Ich bin der Meinung, dass die Aussage "Wir dienen entweder der Gemeinde oder der Welt" kein dienliches Musterbeispiel ist. Wir dienen Gott, und in diesem Einverständnis engagieren sich die verschiedenen Gemeinden und Bildungsinstitutionen in der Welt um sie herum.

Ich glaube, dass die Welt und unsere Glaubensrichtung jetzt und auch zukünftig mennonitische Schulen und mennonitische Institutionen braucht, die:

- Gottes Heilswerk in dieser Welt fördern, indem sie zur Vorbereitung von Studenten beitragen, die durch das Erlebnis ihrer eigenen Veränderung tief berührt sind. Sie verstehen, was es heißt, in Gottes Werk mitzuarbeiten, und wollen dies auch tun.
- die Entwicklung eines Zusammengehörigkeitssinnes anspornen.
- das Konzept unterstützen (das von manchen als naiv abgetan wird), dass wir in dieser Welt tatsächlich einen Unterschied machen können, wenn wir einer nach dem anderen Gottes Heilswerk beitreten.
- auf die Bedürfnisse unserer Kirchengemeinden und unserer Glaubensgemeinschaft eingehen.
- der Welt klar übermitteln, wer wir als Volk sind.

Wir brauchen außerdem auch Institutionen und Bildungsunterfangen, die uns die Erfahrung einer mennonitischen Ausbildung in allen möglichen Bereichen erlauben. Vielleicht könnte sie sogar in neuen, weniger traditionellen Formen geschehen, die wir bisher noch nicht einmal in Erwägung gezogen haben. Ich stehe hier heute, um Ihnen zu sagen, dass wir für die Zukunft zum Teil ganz neue und kreative Ideen brauchen, um der Gemeinde die notwendige Bildung zu verschaffen. Es kann weiterhin so geschehen, wie wir es bereits kennen, aber auch in neuen Richtungen, die wir heute noch nicht verfolgen. Dieses könnten Folgende sein:

- Eine mennonitische virtuelle Universität.
- Bildung, die in Zusammenarbeit mit Lokalgemeinden geschieht, auf ihre Bedürfnisse und Initiativen zugeschnitten ist und dort ansässige, qualifizierte Personen als Hilfskollegium identifiziert und mit einbezieht.
- Ein tragfähiges Modell für zusätzliche mennonitische Schulen in der innerstädtischen Umgebung.
- Ein neuer Schultyp für unsere ländlichen Gemeinschaften, die durch sich verändernde Demographien stark belastet werden.

- Mehrsprachige Institutionen.
- Intensive Rüstzeiten oder freizeitartige Veranstaltung in unseren Schulen, Freizeitlagern oder Versammlungshäusern.
- Gemeinsam organisiert vom Grund-, Sekundar- und Hochschulwesen.
- Neue oder angepasste akademische Abschlussmöglichkeiten.
- Partnerschaftliche Zusammenarbeit mit Lehranstalten anderer Konfessionen, um die Bildungsaufgabe gemeinsam zu bewältigen.

Diese Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern liefert Ideen zur Eröffnung von Gesprächen.

Mennonitische Bildung kann nicht ausschließlich für unsere mennonitischen Familien und für die Mennoniten in unseren Bankreihen bestimmt sein. Sie muss in ihrem Wesen umfassender sein. Auch die Beziehungen zwischen unseren Lehranstalten und der Gemeinde, zwischen den Institutionen und der Gemeinde, müssten tiefer werden und auf mehr Gegenseitigkeit beruhen. Der Rahmen dieser Beziehung, den manche als simplen Austausch von Studenten gegen Geld definieren, muss gesprengt werden. Die Beziehung muss, über den unmittelbaren Vorteil hinweg, die langfristigen zukünftigen Auswirkungen auf die Gemeinde im Auge behalten.

Wenn ich langfristig sage, dann beziehe ich mich nicht nur auf das nächste Finanzjahr oder die nächsten drei bis fünf Jahre. Ich verwende das Wort im Sinne von mehreren Generationen. Welche Auswirkungen wird unser heutiges Handeln in 25 Jahren zeigen? Was werden die Leute in 25 Jahren darüber sagen, was wir zu tun beabsichtigten? Wahrscheinlich sitzen sie dann auch in einem Forum in diesem selben Raum. In 25 Jahren wird diese Welt wesentlich anders aussehen. Die Gemeinde wird sich verändert haben. Diejenigen von uns, die in den Vereinigten Staaten leben, werden einen Präsidenten gehabt haben, dessen Herkunft allein ein Spiegelbild von Multikulturalismus und Globalisierung ist. In fünfundzwanzig Jahren wird die amerikanische Bevölkerung nicht mehr erstaunt oder schockiert reagieren, wenn ein Afroamerikaner zu ihrem Präsidenten wird (wie manche es heute tun). In 25 Jahren wird die multikulturelle Herkunft von Personen wie z. B. Tiger Woods wahrscheinlich nicht mehr außergewöhnlich sein, sondern eher üblich. In fünfundzwanzig Jahren werden die Kinder in unse-

rer Versammlung erwachsen sein. Sie werden nicht auf Bauernhöfen aufgewachsen sein, werden mehrere Sprachen sprechen und der Kern ihrer Auffassung über Kultur wird ziemlich flüssig sein. Er wird sich nicht auf ein bestimmtes Kulturerbe, das sich über die Jahrhunderte erstreckt, festlegen.

Aus den Daten geht hervor, dass sich die neuen und wachsenden Gemeinden der Mennonite Church USA in den nächsten 25 Jahren immer weiter vom physischen Standort der heutigen Bildungsinstitutionen entfernen werden. Diese neuen Gemeinden waren an der Gründung der Institutionen nicht beteiligt und werden höchstwahrscheinlich sehr wenige Absolventen haben – falls sich nicht bald etwas ändert. Die Kinder der Kirchenmitglieder werden mehrere Sprachen sprechen, zwei oder mehr Kulturen angehören und viel seh- und erlebnisbezogener lernen als früher. Sie werden von ihrem multikonfessionellen oder nichtkonfessionellen Umfeld stark beeinflusst sein, in welchem der christliche Glaube zunehmend nur ein Aspekt des Lebens ist statt der Mittelpunkt des Lebens, wie manche von uns meinen, dass es sein sollte. Diese neue und jüngere Gemeindegeneration wird den anabaptistischen Glauben nicht unbedingt mit der verfolgten Kirche Europas und dem Kulturerbe mehrerer Jahrhunderte in Verbindung bringen. Sie werden den Anabaptismus vielmehr als einen Glauben geltend machen, der Sensibilität gegenüber der Unterdrückung bezeugt; einen Glauben, der etwas für die vertriebenen Opfer von Krieg, Hungersnot und Armut tun möchte, und einen Glauben, der die Frage des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit in jedem Aspekt ihres Lebens anspricht. Diese neueren und wachsenden Kirchengemeinden werden genauso daran interessiert sein, dieses Glaubensverständnis durch gezielte Gemeindegarbeit zu erhalten wie die Gemeinden früher.

Wir haben über die Jahre hinweg viel darüber diskutiert, welchen Unterschied mennonitische Bildung in unserem Gemeindeleben und unserer Konfession gemacht hat und zukünftig machen wird. Die frühzeitige Oak Grove Studie deckte ziemlich klar auf, dass Personen, die eine mennonitische Lehranstalt besucht haben, eher in der Gemeinde bleiben als solche, die nicht dort waren. Des Weiteren beleuchten jüngste Forschungen einige interessante und wichtige Fakten wie z. B. die Tatsache, dass diejenigen, die eine mennonitische Schule besucht haben (auf welcher Stufe auch immer), am beständigsten und finanziell am meisten zu unserer Glaubensgemeinschaft beitragen. Dasselbe traf auf eine Studie zu, die durchgeführt wurde um festzustellen, wer sich als Mennonit ausgibt oder sich zu dieser Konfession bekennt. Wieder war der gemeinsame Nenner der Erfahrungswert einer mennonitischen Lehranstalt auf irgendeinem Niveau.

Blicken wir also einmal in die Zukunft und kommen zurück auf die grundlegende Frage, was es bedeutet, in der heutigen Welt eine missionarisch ausgerichtete mennonitische Bildungsinstitution zu sein. Ich glaube, dass wir uns mit dieser Schlüsselfrage jetzt und in der unmittelbaren Zukunft auseinandersetzen müssen, weil die Antwort erhebliche Auswirkungen darauf haben wird, zu wem wir werden und wie gut unsere Institutionen gedeihen. Ich wage sogar ganz offen zu sagen, dass ich einen Zusammenhang zwischen der Festigkeit und Lebendigkeit unserer Glaubensgemeinschaft und der Festigkeit und Lebendigkeit unserer mennonitischen Bildungsinstitutionen sehe.

In einer Stellungnahme, die ich für die Publikation *The Mennonite* zum Gemeindegliederungssonntag schrieb, empfahl ich das, was ich für einen sensiblen Plan halte. Nämlich glaube ich, dass wir uns als Glaubensgemeinschaft dafür verantwortlich machen sollten, dass jedes Kind mindestens zwei seiner Schuljahre in irgendeiner mennonitischen Lehranstalt verbringt. Meines Erachtens ist dies sehr entscheidend für die Schaffung, Aufrechterhaltung, Bewahrung und effektive Übermittlung unserer Identität.

Wenn ich auf meine eigenen Erfahrungen als spanischer Mennonit zurückblicke und auf die Veränderungen, die ich während der letzten zwanzig Jahre meines kirchlichen Engagements gesehen und beobachtet habe, muss ich feststellen, dass unsere kulturelle Identität eng mit der soziologischen Identität unseres Volkes verknüpft und verflochten ist. Heutzutage sind wir durch die wechselnde Demographie in unserer Gemeinde und um uns herum herausgefordert, diese Barrieren zu durchbrechen, indem wir unseren Missionsruf durch die Sozialarbeit und Kommunikation mit anderen viel bewusster ausleben. Wir müssen ein klares Verständnis unserer kulturellen Identität entwickeln sowie ein klares Verständnis unserer Theologie, die über unsere Kultur (die von unserer Geschichte und unseren Traditionen geprägt ist) hinausgeht.

Wenn ich bei verschiedenen Gelegenheiten über dieses Thema spreche, reagieren Leute oft mit dieser Frage: "Meinen Sie etwa, dass wir vergessen müssen, wer wir hinsichtlich unserer Kultur sind, und sie einfach zur Seite legen?" Das meine ich überhaupt nicht. Unsere kulturelle Identität ist für jeden von uns sehr wertvoll. Sie hilft uns zu definieren, wer wir sind. Ich möchte betonen, dass wir die theologische Identität erfassen müssen, die uns als Glaubensvolk zusammenführt und verbindet. In manchen unserer Kirchen treffen sich Leute aus verschiedenen kulturellen Hintergründen. Man drängt niemanden zur Seite, sondern heißt den anderen willkommen. Es geht nicht darum, unsere Vergangenheit zu

vergessen. Vielmehr wollen wir andere Geschichten, die nicht so breit vertreten sind, in unseren Werdegang als Glaubensvolk einfügen. Manchen sage ich es gerne so: Es geht nicht darum "Dass wir den vierstimmigen Gesang nicht länger würdigen können, weil manche der neuen Gemeinden ihn nicht anwenden, da er dort nicht zur Tradition gehört". Durchaus nicht. Vielmehr sage ich: obwohl dieser Aspekt ein wertvoller Teil unserer Identität ist, gibt es neue und wertvolle Dinge, die uns formen und die wir auch ehren und anreichern wollen. Ich glaube, dass unsere Bildungsinstitutionen Gottes Werk vorantreiben können, indem sie die Gemeinde bei der Suche nach Antworten auf diese grundlegenden Fragen begleiten.

Ich glaube, es ist unbedingt erforderlich, dass wir als Gemeinden und Glaubensgemeinschaft unsere Bildungsinstitutionen als Teil unseres Missionsauftrages sehen, statt schlichtweg als Organisationen, die einen wesentlichen Anteil unserer Finanzen aufbrauchen. Diese Sichtweise und Auffassung sollte nicht aus dem Selbsterhaltungstrieb heraus entstehen, sondern weil wir verstehen, welche Rolle das Beitreten der Lehranstalten in den "Auftrag Gottes" in unserem Umfeld spielen. Genauso müssen die Bildungsinstitutionen die Gemeinden als wichtige Partner in ihren missionarischen Initiativen sehen, statt die Haltung zu vertreten, dass die Gemeinde "eine Institution ist, die uns unsere Arbeit (und unser Leben) erschwert"! **Dieses gegenseitige Annehmen ist nicht wie eine gezwungene Umarmung, bei der einem der Beteiligten die Arme an den Körper gebunden sind. Ein gegenseitiges Annehmen dieser Art erfordert, dass wir die Wichtigkeit unserer jeweiligen Rollen erkennen und für die Zuneigung und Gaben des Anderen offen sind.** Was wäre, wenn die Gemeinden und die Lehranstalten verstünden, dass unsere Organisationen nicht die **Absicht und das Ziel des Evangeliums sind, sondern dessen Instrumente und Zeugen** (Missional book, Seite 5).

Ich beantworte damit die anfängliche Frage "Welche Bedeutung hat eine menonitische Bildungsinstitution in der heutigen Welt, wenn es unsere Aufgabe ist, dem Missionsruf zu folgen?" nicht in ihrer Gesamtheit. Ich habe es nicht einmal versucht. Ich möchte Ihnen diese Frage zurufen. Und wenn wir dann in dieses Gespräch einsteigen – das manchmal sehr einfach als die Beziehung zwischen Gemeinde und Lehranstalt bezeichnet wird – lässt uns bedenken, dass es dämert und die Sonne sinkt. Wenn ich bisweilen frustriert oder verzweifelt bin, frage ich mich selbst: "Wird unsere Gemeinde ganz zerbrechen und auseinandergebaut werden müssen, bevor wir manche dieser Fragen erst in vollem Um-



fang stellen und beantworten?“ Ich hoffe nicht. Werden wir manche dieser komplizierten Fragen vor uns herschieben, bis uns eine Krise droht, die wir nicht länger ignorieren können? Oder werden wir sie anpacken, solange die Sonne noch scheint (wie schwach das Licht auch sein mag, da, wo ich und manche von euch leben)? Werden wir es tun, solange wir den neuen Tag noch begeistert und gut vorbereitet erwarten? Es dämmt nämlich schon, und die Sonne sinkt. Es ist an der Zeit, dass wir das Fragen und Beantworten schwerer Fragen in unserer Vergangenheit schätzen lernen. Es hat uns ermöglicht, als Glaubensvolk bewusst in die Zukunft zu gehen. Lasst uns mutig vorangehen, so wie die Gemeinde es in der Vergangenheit getan hat. Lassen wir uns verwandeln, indem wir Gottes Heilswerk beitreten und uns als Gesandte Gottes verstehen, die seine Heilung und Hoffnung gerne mit der Welt teilen.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> (Juhnke, 1989, Seite 172-173)



## Wertewandel im Bildungswesen der Mennoniten in Paraguay

Jakob Warkentin<sup>1</sup>

### 1. Einleitung

Werte sind soziokulturell vermittelte Vorstellungen des Wünschenswerten. Sie bilden die Grundlage für soziale Normen und Rollenerwartungen. Normen sind Verhaltensregeln, sie sind Vorschriften, die das Leben des Einzelnen in einer Gesellschaft reglementieren. Sie können religiös, politisch oder ideologisch begründet sein.

Ich will das an einem Beispiel verdeutlichen. So stellt beispielsweise das Gebot "Du sollst nicht töten" für viele Christen einen Grundwert dar. Viele Mennoniten haben daraus die Norm abgeleitet, dass sie sich am Kriegsdienst nicht beteiligen.

Ein anderes Beispiel: Manche Mennoniten betrachten Einfachheit und Schlichtheit als einen wichtigen Wert. Darum hat sich bei den konservativen Mennoniten zu einer bestimmten Zeit eine Kleidertracht als Norm entwickelt, die in dem bis oben geschlossenen Jacket (*plain coat*) zum Ausdruck kommt. Hier zeigt sich aber bereits die Problematik. Was seinerzeit als schlicht galt, kann heute durchaus als modisch extravagant erscheinen, weil es sich vom Üblichen abhebt. Hinzu kommt, dass die Anfertigung eines solchen Jackets unter Umständen teurer ist, als wenn man in einem Warenhaus einen Anzug von der Stange kaufen würde. Hierbei stellt sich die Frage nach Form und Inhalt unserer Normen. Wer die

---

<sup>1</sup> Dr. Jakob Warkentin, ehemaliger Leiter des Instituts für Lehrerbildung in Filadelfia und Historiker hielt dieses Referat auf dem Lehrertreffen auf der 15. MWK in Asunción am 16. Juli 2009.

Form wahr, garantiert noch nicht, dass auch gleichzeitig der Inhalt weiter tradiert wird.

Nach diesen Vorbemerkungen will ich nun einige Bedingungen nennen, die einen Wertewandel begünstigen. Wertewandel ist nicht vom grünen Tisch her zu bewerkstelligen, auch nicht durch kluge Vorträge oder gehaltvolle Predigten allein herbeizuführen. Allerdings können diese informierend und orientierend einen solchen Wandel fördern.

## **2. Bedingungen, die einen Wertewandel begünstigen**

### *2.1 Wirtschaftswandel*

Anfänglich beschränkte sich die Wirtschaft in den Mennonitenkolonien weitgehend auf Subsistenzwirtschaft. Erst als die Bauern über ihre Kooperativen größere Kredite bekommen konnten, wandelte sich das Bild. Aus dem Bauernhof wurde eine betrieblich geführte Wirtschaft. Landwirtschaft und Viehzucht wurden mechanisiert, so dass maschinelle Rodung und Landbearbeitung möglich wurde, und die Infrastruktur wurde durch Wegebau, Telefonverbindung und Elektrifizierung verbessert. In den letzten Jahren erfolgte ein weiterer Schritt durch die internationale Vermarktung der eigenen Erzeugnisse.

Es ist nicht zufällig, dass das mennonitische Bildungswesen gerade in den 70er und 80er Jahren, als die Wirtschaft in den Mennonitenkolonien expandierte, in das nationale Erziehungssystem integriert wurde, was vor allem zur Folge hatte, dass die spanische Sprache und die nationalkundlichen Fächer in den Bildungskanon verstärkt aufgenommen werden mussten.

### *2.2 Sozialer Wandel*

Mit dem wirtschaftlichen Wandel einher ging auch der soziale Wandel in den Mennonitenkolonien. Jacob Harder hat auf einer Studienkonferenz der Mennoniten in Paraguay im Jahr 1993 den Einfluss des sozialen Wandels auf das Schulwesen der Mennoniten in Paraguay untersucht. Dabei kommt er zu Ergebnissen, die für die Behandlung dieses Themas relevant sind.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Jacob Harder, "Mennonitische Schulen und sozialer Wandel (Die Zukunft unseres

Unter Bezugnahme auf den Anthropologen Wilmar Stahl nennt Harder die folgenden drei kulturprägenden Elemente der Mennoniten in Paraguay:

“das sprachlich kulturelle deutsche Kulturgut, das täuferische Erbe und eine Geschichte der Verfolgungen, des bäuerlichen Lebens, der Auswanderungen und der Isolation. Diese wären die Wurzeln unserer kulturellen Identität und die drei wichtigsten Werte der Glaube, die Sprache und die Familie.”<sup>1</sup>

Das Jubiläumskomitee der Kolonie Fernheim stellte 1980 fest, dass “Glaube, Arbeit und Einheit die drei Grundpfeiler einer Mennonitenkolonie” darstellten. Trotz dieser immer noch proklamierten Wertvorstellungen sind die in der Wirklichkeit sich zeigenden Veränderungen von einer ehemals dörflich strukturierten Subsistenzwirtschaft zu einer marktwirtschaftlich orientierten und international ausgerichteten Produktionsgesellschaft nicht zu übersehen.

Folgende Veränderungen in den Mennonitenkolonien in Paraguay hat Harder festgestellt.<sup>2</sup>

Eine effizientere Produktion verdrängte die anfängliche Armut, und der aufkommende Wohlstand ermöglichte und förderte den Individualismus.

Kooperation, aus der Not geboren, verwandelte sich in eine nutzbringende Einrichtung. Die bäuerlich-dörfliche Kultur als bestimmender Faktor im Siedlerleben nahm ab und verlagerte sich immer mehr ins Siedlungszentrum, da durch die zunehmende Infrastruktur und die Motorisierung des Verkehrs Wegstrecken eine untergeordnete Rolle spielten.

Landwirtschaft und Viehzucht, lange Zeit die Haupteinnahmequelle der Siedler, wurden effizienter, aber auch kapitalintensiver und ließen den Industrie- und Dienstleistungssektor anwachsen. Das soziale Gefälle in der Gesellschaft nahm zu und die Kinderzahl in den Familien nahm ab. Der zunehmende Wohlstand förderte das Aufkommen einer Freizeitkultur, wovon vor allem der Sportbereich profitierte. Die Zuwanderung durch Lateinparaguayer, Brasiliendeutsche und Indianer förderte auf der einen Seite einen Pluralismus, verstärkte auf der anderen Seite aber auch den Ethnozentrismus.

---

Erziehungssystems in Paraguay”, in: Die Mennoniten in Paraguay, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Studienkonferenz der Mennoniten in Paraguay, Instituto Biblico Asunción 1993, S.104.

<sup>1</sup> Ebd.

<sup>2</sup> Ebd., S. 105 ff.

Soweit theseartig die Beobachtungen und Feststellungen von Jacob Harder in Bezug auf den sozialen Wandel in den Mennonitenkolonien in Paraguay. Jedem aufmerksamen Zuhörer wird auffallen, dass sich diese Thesen vor allem auf die fortschrittlich gesonnenen Mennoniten in Paraguay beziehen. Die konservativen Mennoniten in Ostparaguay haben diese Entwicklung noch nicht im selben Maße vollzogen. Dort kann man vielmehr eine Parallelentwicklung feststellen, die sich durch wirtschaftlichen Fortschritt und kirchlichen Konservatismus auszeichnet und die vor allem die Jugendlichen zu einem Doppelleben zwingt.

### 2.3 *Kultureller Wandel*

Nach Bernsdorfs "Wörterbuch der Soziologie" umfasst Kultur "die Gesamtheit der typischen Lebensformen einer Bevölkerung, einschließlich der sie tragenden Geistesverfassung der Werteinstellungen."<sup>1</sup>

Der Verfasser hat im Jahr 2006 auf dem Gemeinschaftsseminar in Asunción zum Thema "Interethnisches Zusammenleben" ein Referat mit dem Thema "Grundstruktur und -werte der deutschmennonitischen Kultur gehalten. Darin hat er in acht Punkten die Extrempositionen des Kulturwandels zu kennzeichnen versucht. Sie seien hier stichpunktartig wiedergegeben:<sup>2</sup>

- a) Neben dem Gemeinschaftssinn, der sowohl im täuferisch-mennonitischen Gemeindeverständnis als auch in der Kooperativgenossenschaft begründet ist, macht sich in den Mennonitenkolonien eine Zunahme der Partikularinteressen bemerkbar.
- b) War in den Mennonitenkolonien in Paraguay lange Zeit die Frömmigkeit ein typisches Merkmal der Gesellschaft, so kann man heute eine weitgehende Säkularisierung auf verschiedenen Ebenen feststellen.
- c) Solidarität machte sich in den Mennonitenkolonien lange Zeit sowohl in den Gemeinden als auch in der Koloniegemeinschaft bemerkbar. Diese wird aber inzwischen durch die Zunahme des Individualismus geschwächt.
- d) Trotz der Zunahme der Integrationsbestrebungen auf allen Ebenen wirkt sich

---

<sup>1</sup> Stichwort "Kultur" in Wörterbuch der Soziologie, Bd. 2, Fischer Taschenbuch Verlag Frankfurt/Main 1972.

<sup>2</sup> Jakob Warkentin: "Die Grundstruktur und -werte der deutschmennonitischen Kultur" in: Asociación de Colonias Mennonitas del Paraguay: Interethnisches Zusammenleben. Gemeinschaftsseminar 2006 in Asunción, S. 21 ff.

der immer noch vorhandene Ethnozentrismus störend auf diesen Prozess aus.

e) Der wirtschaftliche Fortschritt schreitet in weit schnellerem Tempo voran als die kulturelle Entwicklung, was sich in einer kulturellen Stagnation bemerkbar macht.

f) In Bezug auf die politische Beteiligung auf Landesebene sind zwei Extrempositionen zu beobachten. Auf der einen Seite wird die Notwendigkeit des politischen Engagements gesehen, auf der anderen Seite wird nach wie vor die politische Abstinenz propagiert.

g) Dem mennonitischen Pragmatismus wird nach wie vor größere Bedeutung beigemessen als dem ebenfalls vorhandenen Intellektualismus.

h) Praktisches Können steht weit höher im Kurs als die immer noch als brotlos angesehene Kunst.

Diese und noch weitere Denkmuster beschleunigen oder bremsen den kulturellen Wandel in der mennonitischen Gesellschaft in Paraguay.

### 3. Wertewandel im Bildungswesen

Die bisherigen Ausführungen haben deutlich gezeigt, dass der Wertewandel in den Schulen nicht allein durch den Unterricht und durch die Lehrer erfolgt. Der Wandel im wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Leben spielt dabei eine entscheidende Rolle. Familie, Gesellschaft und in den letzten Jahren vor allem die Medien sind wirksame Miterzieher. Was bewirkt eine sensible interethnische Erziehung in der Schule, wenn am Familientisch oder auf dem Sportplatz abfällig von dem "Schwoaten" gesprochen wird? Oder was muss ein Schüler denken, wenn im Religionsunterricht die christliche Nächstenliebe als ein wichtiger Wert im menschlichen Zusammenleben gepriesen wird, er aber am Montag hört, dass die Ausnutzung der wirtschaftlichen Notlage eines Mitbürgers als ökonomische *cleverness* hervorgehoben wird. Und wie verhält sich ein Schüler, der im Unterricht zu sachlich, kritischem Urteil befähigt wird, wenn er in der Gesellschaft beobachten kann, dass man durch Anpassung an die öffentliche Meinung viel leichter Karriere machen kann, als wenn man versucht, gegen den Strom zu schwimmen?

An Hand von einigen Punkten will ich nun aufzeigen, inwiefern im mennonitischen Bildungswesen in Paraguay ein Wertewandel möglich und feststellbar ist.

a) *Die religiöse Erziehung ist pluralistischer geworden..*

Lange Zeit war die religiöse Erziehung in der Kolonie Menno einheitlich geregelt. Als Grundlage diente die in Kanada 1903 erstellte und 1928 in Paraguay überarbeitete Schulverordnung. Die Bibel, das Gesangbuch und der Katechismus waren die wichtigsten Lehrbücher für den Unterricht. Die darin enthaltenen Texte wurden gelesen, teilweise memoriert, aber nicht diskutiert. Die Schüler sollten Respekt gegenüber Lehrer und Eltern haben und die größte zu erlernende Tugend war der Gehorsam. Bezüglich der Werteerziehung herrschte das Schwarzweißdenken vor. Kinder lasen bereits im ABC-, Buchstabier- und Lesebuch Texte wie diesen: "Was nicht recht und nicht gut ist, das kann auch nicht Pflicht sein. Wer Gott lieb hat, folgt gern und lernt gern, denn das ist Pflicht. Ein Kind, das nicht gern folgt und nicht gern lernt, das hat man auch nicht lieb. Wenn ein Kind Gott lieb hat, so folgt es gern und tut gern, was seine Pflicht ist."

<sup>1</sup> Es war ein langer Weg, bis dieser Unterricht dem der fortschrittlichen Mennoniten in Paraguay angepasst wurde. In den konservativen Mennonitenkolonien in Ostparaguay kann man einen solchen Unterricht immer noch vorfinden.

In Fernheim hatte man von Anfang an einen differenzierteren Religionsunterricht erteilt, den man bereits von Russland her kannte. Die mennonitischen Glaubensüberzeugungen sollten aber überall gelehrt werden. Zum Eklat kam es, als unter der Leitung des Schulleiters Fritz Kliewer das Prinzip der Wehrlosigkeit in Frage gestellt wurde. Ausgelöst wurde dieser Konflikt durch die Entscheidung vieler Fernheimer Bürger, angesichts der wirtschaftlichen Notlage nach Deutschland auszuwandern. Dabei wurde in Kauf genommen, dass es im nationalsozialistischen Deutschland keine Wehrdienstverweigerung gab. Das führte zu einer Zerreißprobe in Kolonie und Schule, zumal sozialwirtschaftliche und sozialpolitische Differenzen dabei ins Spiel gebracht wurden. Da die Auswanderung nicht zustande kam und Deutschland den Krieg verlor, traten die deutschnationalen Argumente gegenüber der mennonitischen Überzeugung erneut in den Hintergrund.

Durch Lehrer, die an verschiedenen Universitäten studiert hatten und durch Lehrbücher, die zwar einen biblisch orientierten Unterricht vertraten, aber in methodischen Fragen und vor allem in der Anwendung der biblischen Wahrheit unterschiedliche Auffassungen vertraten, wurde im Laufe der Zeit die einheitli-

---

<sup>1</sup> ABC-Buchstabier und Lesebuch o. O. und o. J., S. 16



che Lehre durch eine pluralistische Meinungsvielfalt abgelöst. Streitpunkt ist nach wie vor, inwieweit eine fundamentalistisch geprägte biblische Unterweisung, die die Richtung Bibel-Kind bevorzugt, oder ein offener Religionsunterricht, der die Richtung Kind-Bibel betont, in den Schulen gefördert werden soll.

*b) Der Wissensstoff hat sich erheblich erweitert.*

Wer die Schulbücher, die die Schüler auf der Hand haben, oder die Bücher in den Schulbibliotheken einmal näher untersucht, wird feststellen, dass in den mennonitischen Schulen in Paraguay auf ein umfassendes Wissen Wert gelegt wird. Eine solche Auswahl stand auf Grund einer dogmatischen Einengung oder aus Mangel an Lehrmaterial früher nicht zur Verfügung. Vermehrung des Wissens kann, wenn es nicht um mechanische Wissensanhäufung geht, zu differenziertem Denken und zu kritischem Urteil führen. Das ist zwar immer noch nicht in jedem Fall erwünscht, bietet aber dennoch begrenzte Möglichkeiten zu pluralistischem Denken. Auf diese Weise können auch überkommene Wertvorstellungen hinterfragt, geprüft und angenommen oder abgelehnt werden.

Während die Schulbücher in der Bibliothek oder in Schülerhand noch von den Lehrern beziehungsweise Eltern ausgewählt werden, versagt diese Kontrolle bei den Medien. Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunk, Fernsehen und vor allem Internet verschaffen den Schülern Zugang zu anderen Denkweisen und Wertvorstellungen, die ohne Medienerziehung unerwünschte Einflüsse auf die junge Generation ausüben können.

*c) Deutsche, paraguayische und mennonitische Lehrbücher vermitteln unterschiedliche Wertvorstellungen..*

Da die fortschrittlichen mennonitischen Schulen in Paraguay staatlich anerkannt sind, muss ein wesentlicher Anteil des Unterrichts in spanischer Sprache erteilt werden. Dabei werden paraguayische Bücher eingesetzt. Das ist selbstverständlich und nicht weiter zu kritisieren. Problematisch wird es allerdings dort, wo es um die Werteerziehung geht. Die Mennoniten lehnen den Wehrdienst und vor allem den Kriegsdienst ab, in den paraguayischen Geschichtsbüchern aber wird gerade der heroische Kampf der paraguayischen Soldaten, sei es gegen Brasilien, Argentinien und Uruguay im Dreibundkrieg oder im Chacokrieg gegen die bolivianischen Nachbarn hervorgehoben. Generäle sind oft die Präsidenten des Landes gewesen und haben mit diktatorischen Vollmachten das Volk regiert

bzw. unterdrückt. Bei diesem Unterricht kommt es darauf an, dass die Schüler zu einem differenzierten Urteil gelangen, ohne dass die Friedenserziehung und die Achtung der Menschenrechte auf der Strecke bleiben.

Neben den paraguayischen Lehrbüchern gibt es in unseren Schulen auch Bücher aus der Bundesrepublik Deutschland, in denen die Werte Freiheit, Demokratie und Toleranz besonders hervorgehoben werden. Grundsätzlich dürfte man in unseren Schulen keine Bedenken gegen diese Werte haben, die Frage ist nur, wo da die Grenzen gezogen werden.

Und dann gibt es noch den Religionsunterricht und die Mennonitengeschichte mit ihren spezifischen Akzentsetzungen.

Nur ein gut ausgebildeter und souverän die Bildungsinhalte beherrschender Lehrer ist in der Lage, den Schülern durch diese Wertevielfalt den Weg zu zeigen.

*d) Eine heterogene Lehrerschaft vermittelt unterschiedliche Normen.*

Nicht nur die Bildungsinhalte sind auf Grund der unterschiedlichen Lehrmaterialien recht unterschiedlich. Auch die Lehrerschaft ist auf Grund ihrer Ausbildung eine heterogene Gruppe. Da gibt es Lehrer, die in Asunción ausgebildet worden sind, neben solchen, die in anderen südamerikanischen Ländern oder gar in Europa oder Nordamerika eine Universität besucht haben. Diese Vielfalt ist auf der einen Seite bereichernd für den Unterricht, auf der anderen Seite ist es nicht einfach, im Blick auf die Werterziehung eine einheitliche Linie zu verfolgen.

*e) Die Schule steht im Spannungsfeld von Gemeinde und Kolonie.*

Formal gesehen sind die Primar- und Sekundarschulen in den mennonitischen Siedlungen Kolonieschulen und nicht Gemeindeschulen. Das war in der Anfangszeit anders. Da bestimmten die Gemeinden weitgehend über Bildungsinhalte und Lehreranstellung. Mittlerweile ist das Schulwesen weitgehend formalisiert und modernisiert worden, so dass die Schulen dem jeweiligen Bildungsausschuss unterstellt sind. In diesem Bildungsausschuss haben sowohl die Vertreter der Kolonieverwaltung als auch die der Lehrerschaft bzw. Elternschaft und der jeweiligen Gemeinden Sitz und Stimme. Je nach politischer Gesamtlage und nach religiöser Enge oder Offenheit dominiert der Einfluss der Gemeinde oder der Kolonie.

*f) Toleranz wird eingeengt durch Ethnozentrismus.*

Allein das Zusammenleben der verschiedenen Ethnien im paraguayischen Chaco erfordert Toleranz im Denken und Handeln. In unseren Kolonieschulen werden in der Regel nur mennonitische Kinder unterrichtet, wenn man mal von wenigen Ausnahmen absieht. Das hat verschiedene Gründe, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann. Auf diese Weise werden mennonitische, indianische und paraguayische Kinder in verschiedenen Schulen nebeneinander erzogen. Im Unterricht wird zwar darauf hingewiesen, dass man einander respektieren und achten soll, man hat aber im schulischen Bereich kaum gemeinsame Erfahrungen.

Das ändert sich später, da man darauf angewiesen ist, zusammen zu arbeiten und auch teilweise bereit ist, zusammen Sport zu betreiben. An den weiterführenden Instituten und Universitäten in Asunción erfahren die mennonitischen Studenten dann plötzlich, wie man sich fühlt, wenn man nicht mehr zur Mehrheit, sondern zur Minderheit gehört. Dabei werden sie in ihrem ethnozentrischen Denken in Frage gestellt und haben die Chance, wirklich tolerant zu werden.

*g) Autoritätsverlust und Respektlosigkeit machen sich breit.*

Früher war der Gehorsam der Schüler dem Lehrer gegenüber oberstes Gebot. Das wurde weder von den Eltern noch von den Schülern in Frage gestellt. Das ist heute anders. Der Lehrer ist in der Öffentlichkeit längst nicht mehr die Respektperson. Das Wort eines Bauern auf der Kolonieverammlung, der 200 Ochsen auf der Weide hat, zählt weit mehr als das Wort eines Lehrers, der 200 Bücher im Bücherschrank stehen hat. Haben statt sein, dieser allgemeine Trend macht sich auch im Bildungsbereich bemerkbar. Aber nicht nur in diesem Bereich, sondern auch in der Öffentlichkeit. Respekt gegenüber Amtspersonen ist kaum noch vorhanden. Kein Wunder, wenn es immer schwerer wird, Führungspersonen in unserer Gesellschaft zu finden. Viele Menschen scheinen zwischen autoritär und Autorität nicht zu unterscheiden. Wer Autorität hat, braucht nicht autoritär zu sein. Autorität muss aber auch wahrgenommen und anerkannt werden.

*h) Geistige Bedürfnislosigkeit schafft falsches Selbstbewusstsein.*

Selbstbewusstsein sollte begründet sein. Der eine hat ein großes Wissen, der andere hat großes handwerkliches Geschick, beides trägt zu einem echten Selbst-

bewusstsein bei. Beides beruht auf besonderer Leistung. Heute begegnen wir Schülern in der Schule, deren Selbstbewusstsein allein auf der Viehfez des Vaters beruht. Ein solches falsches Selbstbewusstsein wird zur Schau getragen, um die eigene Unsicherheit zu verbergen.

Durch Video und Fernsehen haben die Schüler heutzutage von sehr vielen Dingen eine Ahnung, verfügen aber nicht über fundiertes Wissen. Man hat den Eindruck, dass Nichtwissen vielen Schülern weitaus weniger zu schaffen macht, als nicht zu haben. Ein Vortrag oder ein Aufsatz werden häufig schlampig angefertigt und man begnügt sich mit einer reinen Pflichterfüllung. Wo bleibt da der geistige Ehrgeiz? Diese geistige Bedürfnislosigkeit mancher junger Menschen ist nicht nur von den Lehrern, sondern auch von der Öffentlichkeit schwer zu ertragen.

*i) Schwarzweißdenken bremst die Meinungsvielfalt.*

Durch die öffentlichen Medien und durch das Zusammenleben mit anderen Ethnien wird der junge Mensch heute häufig mit unterschiedlichen Meinungen konfrontiert. Dabei ist es nicht leicht, zwischen richtig und falsch zu unterscheiden. Oft geht es dabei auch nicht um richtig oder falsch, sondern um verschiedene Akzentsetzungen. Zu solch einem differenzierten Denken sollten die Schüler in der Schule erzogen werden. In der Öffentlichkeit herrscht aber aus verschiedenen Gründen die Auffassung vor, dass nur eine der beiden Meinungen richtig sein kann. Die religiöse Erziehung in unseren Kolonien begünstigt ein solches Denken. Schwarzweißdenken ist jedoch in vielen Fällen fehl am Platz. In einer Diskussion ist es oft wichtiger festzustellen, ob der jeweilige Beitrag eines Teilnehmers das Gespräch weiterführt und man damit der Lösung des Problems näher kommt, statt zu prüfen, ob der Beitrag richtig oder falsch war. Meinungsvielfalt öffnet den Denkhorizont, während Schwarzweißdenken ihn einengt.

*j) Kritisches Denken wird angestrebt.*

Kritisches Denken wurde früher mit negativem Denken gleichgesetzt. Das hat sich mittlerweile geändert, aber dem Wort Kritik haftet noch immer der Beigeschmack des Negativen an. Das sollte nicht so sein, denn Kritik zu üben heißt nichts anderes, als zwischen gut und schlecht zu unterscheiden. Meines Erachtens wird heute in unseren Schulen kritisches Denken angestrebt, aber man fährt nach wie vor mit angezogener Handbremse. Kritisches Denken beinhaltet kei-

neswegs, auf jeden Fall dagegen zu sein, sondern seine bekundete Meinung sachlich zu begründen.

Das sollten die Schüler in der Schule lernen, denn das ist später bei der Meinungsbildung in Kolonie und Gemeinde von ausschlaggebender Bedeutung.

*k) Kreatives Denken und Handeln hat zugenommen..*

Im kreativen Denken und Handeln sind die Schüler in unseren Schulen heute weiter fortgeschritten als in früheren Zeiten. Früher sollte der Lehrer möglichst alles vormachen und die Schüler versuchten es fehlerlos nachzumachen. Ob Ausflug oder Feier, der Lehrer machte die Vorgabe und die Schüler verrichteten Handlangerdienste. Heutzutage mangelt es bei den Schülern nicht an Ideen und Vorschlägen. Schwerer tun sich die Schüler oft damit, die Ideen auch wirklich in die Praxis umzusetzen. Hier ist es die Aufgabe des Lehrers zu steuern, einzuschränken und zum Durchhalten aufzumuntern. Einer vagabundierenden Phantasie müssen Grenzen gesetzt werden aus praktischen und aus ethischen Gründen. Die Naturwissenschaftler haben längst erkannt, dass man nicht alles machen darf, was man machen kann.

#### **4. Schlussbemerkung**

Wertewandel vollzieht sich auf verschiedenen Ebenen. Wer den Wertewandel beeinflussen will, kann das nur tun, indem er sowohl auf der wirtschaftlichen, der sozialen und der kulturellen Ebene Einfluss nimmt. Es ist eine vergebliche Mühe zu meinen, man könne den Wertewandel durch Appell an die junge und ältere Generation, sei es von der Kanzel oder vom Rednerpult aus, steuern und in die richtige Richtung lenken.

Nichtsdestotrotz aber können Lehrer und Prediger durch Information und Aufklärung, durch Aufzeigen der Ursachen und Folgen des gesellschaftlichen Wandels orientierend und richtungweisend ihren Einfluss geltend machen. Die Bildungsinstitutionen mit ihrem umfassenden Bildungsauftrag können und werden dabei eine wichtige Rolle spielen.



## Gemeinsam den Weg Jesu Christi gehen

Danisa Ndlovu<sup>1</sup>

Jetzt, da wir zum Abschluss unserer gemeinsamen Zeit kommen, ist es angebracht, dass wir zu unserem Text in Philipper 2, 1 – 11 zurückkommen. Einige unserer Redner und Bibelausleger haben uns geholfen, die Lektion dieses Textes zu verstehen. Wir kommen zu dieser Passage zurück, so dass wir die Botschaft dieses Textes singen können, wenn wir zurückkehren.

Paulus als Autor dieses Textes nennt sich selbst einen Diener (Phil. 1, 1). Er schreibt an Älteste und Gläubige und wünscht ihnen, dass sie “den Geist Christi” haben sollen (Phil 2, 5). Paulus wünscht auch, dass wir Christen unter allen Umständen “gemäß dem Evangelium Jesu Christi wandeln” (Phil. 1, 27). Paulus drückt seinen tiefen Herzenswunsch für die Heiligen in Philippi in dem Gebet aus, dass “eure Liebe je mehr und mehr reich werde an Erkenntnis und aller Erfahrung, dass ihr prüfen möget, was das Beste sei, auf dass ihr seid lauter und unanständig auf den Tag Christi, erfüllt mit Furcht der Gerechtigkeit, die durch Jesus Christus geschaffen wird zu Gottes Ehre und Lob” (Phil. 1, 9 – 11).

Diese Worte des Paulus wurden nicht ins Leere gesprochen. Sie kommen aus einem Herzen, das ganz versteht, dass die, die auf dem Pfad der Gerechten wandeln, unweigerlich Widerstand und verschiedene Herausforderungen erleben werden. Paulus ist die Stimme, die sich weigert, ein anderes Lied zu singen als das der Freude im Herrn, trotz der Gefahr, um der Sache des Evangeliums Jesu Christi willen eingekerkert zu werden. Seine Stimme bleibt eine Ermutigung für uns alle, die wir furchtlos dem Evangelium fest und treu verbunden bleiben wollen, sei es im Leben oder im Tod. Die Kraft und Stärke aller Gläubigen und

---

<sup>1</sup> Predigt von Danisa Ndlovu, neuer Präsident der MWK, am 18. Juli 2009 Text: Philipper 2: 1 – 11. Aus dem Englischen übersetzt von Uwe Friesen und Christel Wiebe.

aller Gemeinden Jesu Christi irgendwo auf der Welt besteht darin zu wissen, dass wir dem Leben näher sind als dem Tod, wenn wir mit und für Jesus leiden.

In jeder Kirche (BICC und Mennoniten), Denomination oder Gemeinde, in der es die verschiedensten Arten von Konflikten gibt, kann es auch zu Spaltungen kommen. Es hat Vorfälle gegeben, bei denen Gemeindeglieder wegen Kleinigkeiten aneinander geraten sind, wie zum Beispiel im Streit darüber, wie sie das Innere der Kirche anstreichen sollen, bis hin zu schlimmeren Vorfällen wie Untreue in der Leitung der Gemeinde. Oftmals sind Konfliktfragen unter Christenkirchen das Resultat egoistischer Ambitionen oder, dass man nicht anerkennt, dass "andere besser sind als wir selber", und dass man versäumt, "den Interessen des anderen" Raum zu geben.

In der Beziehung zwischen Paulus und den Philippnern verlangten einige, Paulus zu kreuzigen, so dass er als das schwarze Schaf dastehen sollte. Paulus sagt: "Jene aber verkündigen Christus aus Streitsucht und nicht lauter, denn sie möchten mir in meiner Gefangenschaft eine Trübsal zuwenden. Was tut's aber? Wenn nur Christus verkündigt wird auf alle Weise, es geschehe zum Vorwand oder in Wahrheit, so freue ich mich darüber und will mich auch fernerhin freuen" (Phil 1, 17 – 18). (Es ist traurig zu sehen, dass wir auch in diesen Tagen Leute/Prediger haben, die verkünden und singen, um andere herabzusetzen – in Konkurrenz zueinander anstatt sich gegenseitig zu ergänzen!) In diesem Kontext finden wir den Aufruf des Paulus, wenn es heißt "Gemeinsam auf dem Weg Christi" zu gehen.

Der Weg Christi ist vom Dienst in Demut gekennzeichnet; dem Dienst aneinander, der sich auf Liebe und gegenseitiges Verständnis gründet, egal welchen kulturellen Hintergrund, Wirtschaftsstatus usw. wir haben. In einer Gemeinde, in der Harmonie und wahre Gemeinschaft herrscht, da müssen die Menschen mit dem Geist der Demut ausgestattet sein.

Gerald F. Hawthorne hatte Recht, als er sagte: "Aber Einigkeit ist unmöglich, wenn jeder sich selbst sieht, wenn jeder seine eigene Sache fördert, wenn jeder seine eigenen Vorteile sucht" (Hawthorne 1983, 68).

Selbstsucht jeglicher Art ist eine tödliche Krankheit im Leben der Gemeinde. Es ist ein Krebs, der genau die Sehnen zerfrisst, die die Bande der Einigkeit in der Kirche zusammenhalten. Es überrascht nicht zu hören, dass Paulus uns ermahnt: "Tut nichts aus Zank oder um eitler Ehre willen, sondern in Demut achte einen andern höher als sich selbst; und ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, son-



dern auch auf das, was des anderen ist.” (Phil.2, 3 – 4).

Diese Glaubensgemeinschaft, die hier vor mir sitzt, hat das Potenzial, auch in diesen besorgniserregenden Zustand zu geraten, in welchem Paulus diese harte Warnung aussprechen musste. Es ist leicht, uns selber nach Regionen, Ländern, Nationalitäten zu gruppieren oder nach nationalen Gruppen mit gleichem Wirtschaftsstatus, nach Rassen, Stämmen und Denominationen und, ohne es zu erkennen, eigene Interessen zu verfolgen. Lasst uns gewarnt und wachsam sein gegen den Feind, den Teufel, der selbst der Vater der Lüge und des Egoismus ist. Es ist der Geist der Welt, der unser Denken am meisten geformt hat: Unsere Haltung, unsere eigenen Interessen mehr wert zu schätzen als die der anderen. Die Welt des Konkurrenzkampfes, in der wir leben, hat unser Denken so geprägt, dass wir unsere eigenen Interessen auf Kosten der Interessen anderer verfolgen. Wir wollen alle ganz oben stehen! Unsere Nationen-Politik lehrt uns, unsere nationalen Interessen gegen die Interessen anderer Nationen zu verteidigen, statt dass man dem anderen gegenüber Verständnis entgegen bringt. Die Organisationen und Firmen, für die wir arbeiten, einschließlich derjenigen, die sich als “christlich” bezeichnen, führen uns auf Wege, die dem, was Paulus uns lehrt, widersprechen.

Was Paulus uns lehrt, ist die radikale Veränderung des Denkens der Gläubigen. Wenn wir Gläubigen vollkommen verstehen, wer Christus war und was er tat, und wenn wir ihm nacheifern, so wird unser Zeugnis in der Welt nicht zweifelhaft oder unglaubwürdig sein. Unsere gemeinsamen Schritte auf dem Weg Christi hängen davon ab, wie wir diese wichtige Lehre uns zu eigen machen. Wenn wir jetzt zurückkehren werden in unsere Heimatorte, können wir nicht einfach so weitermachen. Unser Verhalten muss die Veränderung im Denken und in der Einstellung reflektieren; das wird sichtbar in unserem Umgang miteinander. Ich rufe euch hiermit auf, euch gegenseitig zu respektieren, anzunehmen und vor allem Einheit im Glauben zu zeigen.

Meine Brüder und Schwestern im Herrn, damit wir unsere Welt positiv verändern, während wir den Weg Jesu Christi gehen, muss Christus unser höchstes Vorbild sein. Deshalb ist es nicht überraschend, von Paulus zu hören, dass wir die Einstellung oder den Geist Christi haben sollen (Philipper 2, 5). Christus verkörpert all das, was wir als Gläubige sind und noch werden sollen. In Christus sehen wir, was es heißt, anderen in Demut, Hingabe und Aufrichtigkeit zu dienen. Er schämte sich nicht, uns das Gegenteil dessen zu lehren, was das Verständnis in jener Zeit war: Durch die Fußwaschung seiner Jünger zeigte Jesus,

dass Macht und Autorität sich am besten in Liebe, Demut und Dienst an den anderen zeigen. Christus lebte mit dem Ziel, den Willen seines Vaters zu tun. Sein ganzes Leben und sein Wirken zeugen von jemandem, der aus Liebe und Mitleid alles für andere gab, schließlich sogar sein Leben.

Der Ruf, Jesus Christus nachzufolgen, ist der Ruf, anderen den ersten Platz im Leben einzuräumen. So wie Christus sich selbst gibt, um anderen zu dienen, müssen wir inspiriert sein, den Mitmenschen mit ganzer Hingabe und ganzem Engagement zu dienen. Unsere Motivation zu dienen soll nicht die menschliche Belohnung sein, sondern vielmehr die Freude und innere Befriedigung, die aus der innigen Beziehung zu Christus kommt. Das, liebe Brüder und Schwestern, wird von der Welt als Schwäche angesehen, aber wir, die wir glauben, wissen, dass es Macht, Einfluss und Autorität ist, weil es göttlich ist. Nichts sollte uns daran hindern, den anderen in Demut zu dienen. Diese Diensthaltung muss unsere Bereitschaft offenbaren, unsere Rechte und Privilegien zu opfern, unsere Bequemlichkeiten für andere Menschen aufzugeben, zur Ehre Gottes, so wie Christus es tat. Die den Geist Christi haben, sagen wie Christus: "Nicht was ich will, sondern was du willst" (Matthäus 26, 39), wenn sie sich auf ihrem Weg mit Gott beherzt für einen Dienst entscheiden müssen.

Nun, Brüder und Schwestern, geht auf dem Weg Christi und praktiziert, was nur möglich ist durch die Gnade Gottes – praktiziert die Selbstlosigkeit. Geht und lebt in Demut. Geht, gebt und praktiziert die aufopfernde Liebe. Geht mit offenen Augen, um die Nöte und die Gelegenheiten zum Dienst vor und um euch zu sehen. Geht, bereit und vorbereitet, die Worte in Taten umzusetzen; wie wichtig die Gemeinde heute ist, zeigt sich viel mehr darin, was wir tun, als in dem, was wir sagen. Verlasst diesen Ort als Sklaven; als Diener, die bereit sind, alles zu geben, im vollen Bewusstsein, dass "Wir haben alle Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht" (2. Korinther 4, 8).

Geht gemeinsam auf dem Weg Christi als Gemeinde durch politische, wirtschaftliche und soziale Leiden und Herausforderungen. Wisset, dass unser Schicksal nicht in den Händen sterblicher Menschen liegt, sondern in Gott, dem Allmächtigen, der fähig ist, Leiden, Schande und Tod mit Leben zu belohnen – mit ewigem Leben. AMEN!

## **Bericht von der 15. Mennonitischen Weltkonferenz**

Beate Penner<sup>1</sup>

Vom 14. bis zum 19. Juli 2009 fand in Paraguay die 15. Mennonitische Weltkonferenz statt. Jahrelange organisatorische Vorarbeit und Planung, enorm viel Arbeit war diesem Treffen vorangegangen. Den meisten von uns war der Begriff "Weltkonferenz" durchaus bekannt. Aber wir dachten dabei an ferne Länder und Versammlungen, an denen nur einige Delegierte aus bestimmten Gemeinden teilnehmen durften. Doch jetzt hieß es: Alle sind eingeladen! Es wurde regelrecht Werbung gemacht, um Menschen für die Teilnahme zu begeistern. In den Informationsversammlungen und dem Informationsmaterial wurde uns bewusst gemacht, wer zur großen Familie der Mennoniten gehört und aus welchen verschiedenen Teilen der Erde die Glieder dieser "Familie" kommen. Insgesamt gehören heute fast 1.500.000 Gläubige dazu. Über 60% davon wohnen in Afrika, Asien und Lateinamerika. Die Mennonitische Weltkonferenz (MWK) repräsentiert 97 nationale Gemeindeverbände der Mennoniten und "Brüder in Christo" in 53 Ländern auf sechs Kontinenten. Vertreter aus diesen Ländern wurden für diese Konferenztage in Asunción erwartet. Mit großen Erwartungen begann man die Konferenz.

Im Folgenden möchte ich berichten, was den Teilnehmern auf der MWK geboten wurde. Im zweiten Teil meines Berichtes gebe ich meine persönlichen Eindrücke von diesen Tagen wieder. Hier möchte ich vorausschicken, dass vielleicht der eine oder andere seine Erlebnisse und Eindrücke anders beurteilt als ich, was nur natürlich wäre.

Die Vollversammlungen fanden im Centro Familiar de Adoración statt. Der Neubau dieser Gemeinde wurde sozusagen mit dieser Konferenz eingeweiht. 2004 hatte man mit dem Bau der Kirche, in der etwa 10.000 Menschen Platz

---

<sup>1</sup> Beate Penner ist Lehrerin am Colegio Friesland.

finden, begonnen.

Am Samstag, dem 11. Juli, fand die MWK-Mitgliederversammlung statt. Hier übergab die bisherige Leiterin Nancy Heisey die Aufgaben des Präsidentenamtes an Danisa Ndlovu aus Simbabwe. Als Symbol der Amtsübergabe überreichte Nancy Danisa einen Hammer, der stets von Präsident zu Präsident weitergereicht wird. Nach einem Gebet für die Arbeit des neuen MWK-Präsidenten dankte Danisa der Mitgliederversammlung und sagte: "Ich weiß, dass die Zukunft in Gottes Händen liegt. Mein Gebet ist, dass wir weiterhin nach Gottes Willen für die Arbeit der MWK suchen."

Der Tagesablauf der Konferenz sah so aus, dass die Teilnehmer sich morgens und abends zu gemeinsamen Veranstaltungen trafen. Das allgemeine Thema der Konferenz war den Worten aus Philipper 2,1-11 entnommen: "Miteinander unterwegs auf dem Weg Jesu Christi". Die Gottesdienste wurden mit Bibellesungen, Wortauslegungen, Anspielen, Predigten, Erfahrungsberichten aus der weltweiten Mission und mit gemeinsamem Singen gefüllt. Teilnehmer aus den verschiedensten Kontinenten gestalteten mit ihren unterschiedlichen Gaben und Beiträgen die jeweiligen Gottesdienste.

Die Textstelle aus Philipper 2, auf die sich alle Wortbetrachtungen bezogen, wurde aus verschiedenen Perspektiven und von verschiedenen Personen betrachtet: "Der Weg Jesu Christi", "Eins werden in Christus", "Verbunden in Christus", "Dienen wie Christus" und "Miteinander weitergehen auf dem Weg Jesu Christi". Aufgefordert wurde in diesen Ansprachen zur Bereitschaft, sich immer in den Dienst der Leidenden, der Bedürftigen, der Abgesonderten und Ausgestoßenen zu stellen. Es sei, so wurde immer wieder betont, unser Auftrag, den Frieden Christi durch Dienen zu allen Völkern und Nationen zu bringen.

Die Podiumssprache während der Programme war Spanisch. Für diejenigen, die dieser Sprache nicht folgen konnten, wurde über Kopfhörer simultan übersetzt. In sieben Sprachen wurde übersetzt: Englisch, Französisch, Enlhet, Nivaclé, Guaraní, Deutsch und Portugiesisch.

Lob und Anbetung kam unter anderem auch in den allgemeinen Singzeiten, die immer wieder eingeschaltet wurden, zur Geltung. Ein interkontinentales Team hatte sich gut vorbereitet und leitete die Versammlung im Singen an. Dazu war ein Liederheft angefertigt worden, das eine Anzahl von verschiedenen Liedern enthielt. Zu diesem Liedgut gehörten altbekannte Lieder wie z. B. "Du großer Gott, wenn ich die Welt betrachte" und "Großer Gott wir loben dich", aber auch

ganz viele neue Lieder aus den verschiedenen Ländern und in den verschiedensten Sprachen. Ganz besonders beliebt wurden während dieser Tage Lieder aus Afrika, die meist in einem schwungvollen Stil gesungen wurden. Zum Mottolied wurde das Lied aus Simbabwe "Hakuna Akaita sa Jesu", das die Versammlung immer wieder begeistert mitsang.

Außerdem traten bei jeder Veranstaltung kleinere oder größere Gruppen und Chöre auf, die durch ihren besonderen Gesang oder ihre Instrumentalmusik das Programm verschönerten. Durch das Auftreten dieser verschiedenen Gruppen bekam der Teilnehmer einen Eindruck davon, wie man in den verschiedenen Ländern und Kontinenten singt und Gott lobt und anbetet.

Auch für Teenager und Jugendliche gab es während der Vollversammlungen von Mittwoch bis Samstag besondere Programme: Anbetung, Tanzen bzw. Choreografien, Spiele, Freizeitgestaltung, praktische soziale Einsätze und vieles mehr. Am Abend waren die Jugendlichen eingeladen, an der Vollversammlung teilzunehmen.

Die Kinder wiederum wurden bis nach dem Abendgottesdienst beschäftigt. Auch für sie waren verschiedene Programme und Aktivitäten organisiert worden. Sogar eine Kinderkrippe gab es, wo man Kleinkinder während der Programme gut aufgehoben wusste.

An den Nachmittagen von Mittwoch bis Samstag liefen die einzelnen Arbeitsgemeinschaften. Eine ganze Palette an verschiedenen Workshops war im Angebot. Dabei versammelten sich verschiedene Interessengruppen wie z. B. Historiker, Lehrer, Geschäftsleute, Sozialarbeiter, Frauen usw.

Parallel zu den Arbeitsgruppen am Nachmittag liefen die Aktivitäten im so genannten Weltgemeinschaftsdorf. Auf dem Hof des Versammlungsortes hatte man mit viel Anstrengung und Geschick einen Ausstellungsort vorbereitet, wo jeder Kontinent die Gelegenheit hatte, sich und seine Eigen- und Besonderheiten vorzustellen. Sieben große Zelte waren zu diesem Zweck aufgestellt worden. Paraguay hatte als Gastgeber mehr Platz für Ausstellungen erhalten. So erhielt man beim Rundgang durch diese Zelte einen Einblick in die verschiedenen Aktivitäten und das Leben der Mennoniten in der ganzen Welt.

In der Mitte dieses Dorfes befand sich eine Bühne, auf der während des ganzen Nachmittags kulturelle Beiträge aus allen Teilen der Welt präsentiert wurden. Viele Besucher nutzten die Gelegenheit und genossen die verschiedenen Vorführungen. Es war eine gute Abwechslung zu den Vollversammlungen, die

vormittags und abends stattfanden, bei denen man lange saß und konzentriert zuhörte.

Mittag- und Abendessen wurden in der ersten Ebene des Parkhauses serviert. Erstaunlich schnell wurde die große Menge bedient. Die Freiwilligen servierten das Essen und die Besucher suchten sich einen Platz an den Tischen, die dort aufgestellt worden waren. Für das Vorbereiten der Mahlzeiten hatten man einen Extra-Kochtopf herstellen lassen. Viele fleißige Hände haben gearbeitet, um der großen Besucherzahl an jedem Tag zwei Mahlzeiten vorsetzen zu können.

In derselben Ebene gab es verschiedene Stände, an denen unter anderem Souvenirs zum Kauf angeboten wurden. Die meisten Besucher nahmen gern ein kleines Andenken aus Paraguay mit. Auch T-Shirts mit dem Logo und dem Motto der Weltkonferenz wurden von Jugendlichen zum Kauf angeboten.

In diesem Bereich hatte auch der Geschichtsverein seinen Büchertisch. Es wurden Bücher über und von den Mennoniten in Paraguay ausgestellt. Erstaunlich war die Anzahl der Bücher, die man hier vorfand. Das zeigte, wie viel auf diesem Gebiet in den letzten Jahren bei uns geschrieben und gedruckt worden ist.

Ebenfalls in dieser Ebene befand sich ein Cyber-Cafe, wo die Besucher die Gelegenheit hatten, mit Angehörigen und Freunden zu Hause Kontakt aufzunehmen, die medizinische Betreuung und die Wechselstube, wo man die Möglichkeit hatte, verschiedene Währungen in Guarani umzutauschen. Einige Ärzte und Krankenschwestern waren tagsüber in Dienst- und nachts in Rufbereitschaft. Auch ein Ambulanzwagen stand für Notfälle immer parat. Da es zur Zeit der Konferenz viele Grippeerkrankungen und sogar einige Fälle von Schweinegrippe gab, war dieser Bereich der Betreuung äußerst wichtig. In der Vollversammlung wurden immer wieder wichtige Informationen über Verhaltensweisen in Bezug auf Grippeerkrankungen weitergegeben, um eine größere Verbreitung dieser Epidemie zu vermeiden.

Da es in diesen Tagen prinzipiell um den Dienst für Christus ging, wurde auch die Möglichkeit zum Dienen geboten. Freiwillige konnten sich melden und einen praktischen Dienst in verschiedenen Einrichtungen des Christlichen Dienstes leisten.

Außerdem gab es am Nachmittag stets die Gelegenheit, Ausflüge in die nähere Umgebung zu machen, um kulturelle und historische Orte sowie auch kirchliche Projekte wie die Kindertagesstätte, Km 81 usw. kennen zu lernen.

In der vierten Etage des Gebäudes waren eine Kunstaussstellung und eine historische Ausstellung zu besichtigen. In der Kunstaussstellung fand man verschiedene Kunstwerke, insbesondere Gemälde von mennonitischen Künstlern, hauptsächlich aus Paraguay. In der historischen Ausstellung fielen besonders die kunstvoll hergestellten Bronzefiguren ins Auge, die einen kleinen Einblick gaben in die Geschichte der Mennoniten in Russland, besonders aus der Zeit, wo sie unter Stalin litten, verschleppt wurden und in Arbeitslagern schufteten, bis sie starben. Für mich war es ergreifend, wie der Künstler nicht nur geschichtliche Aspekte wiedergab, sondern auch durch Haltung und Mimik der Figuren in die Gefühlswelt der betroffenen Mennoniten damals Einblick gab.

Einen wertvollen Dienst leisteten die etwa 300 Freiwilligen, die man an ihrem gelben oder orangen Trikot erkannte. Sie waren die ersten, die morgens das Gelände betraten und abends die letzten, die es verließen. Unermüdlich haben sie gearbeitet und waren zur Stelle, wo man sie brauchte.

Der geistliche Höhepunkt war wohl der Samstagabend. Der neue Leiter der MWK predigte. In seiner Predigt forderte er die Teilnehmer auf, Teilungen zu überbrücken, die nur durch egoistische Ziele entstehen. Das Ziel sei, gemeinsam den Weg mit Christus zu gehen und durch alles, was wir tun und sagen, Christus zu verherrlichen. "Wenn wir die Welt beeindruckend wollen, soll Christus unser Vorbild sein", sagte Danisa Ndlovu. In Demut zu leben, in Liebe zu dienen und mit offenen Augen zu sehen, was andere brauchen – das sollte der Lebensstil eines Christen sein.

An diesem Abend und auch am Sonntagmorgen sang ein interethnischer Massenchor aus ganz Paraguay. Unter der Leitung von Ed Toews sang man bekannte und neuere Lieder in verschiedenen Sprachen.

Der Höhepunkt des Abends war die Feier des gemeinsamen Abendmahles. Bemerkenswert war, wie schnell das Verteilen bei den fast 6.000 Teilnehmern vonstatten ging und wie positiv alle mitmachten.

An diesem Abend herrschte schon Abschiedsstimmung. Dankesworte wurden an die verantwortlichen Personen gerichtet und Freiwillige wie auch Teilnehmer des Organisationsteams wurden mit großem Applaus auf der Bühne empfangen.

Zum Sonntagsgottesdienst waren etwa 8.000 Teilnehmer erschienen, da zu diesem Gottesdienst alle Mennoniten eingeladen waren, auch die, die nicht zur Konferenz angemeldet worden waren. Viel Gesang, eine Predigt und abschließende Worte füllten diesen Gottesdienst aus. Danach herrschte schon Auf-

bruchsstimmung und man sah hier und dort, wie sich Leute in die Arme fielen und voneinander Abschied nahmen.

Vor und nach der MWK fand die so genannte verstreute Konferenz statt. Hierzu hatten sich die Teilnehmer aus dem Ausland schon vorher angemeldet. Die Gruppen machten Touren in die verschiedenen Teile unseres Landes und lernten so die Mennonitenkolonien und deren Gemeinden besser kennen.

### **Was bleibt zurück nach so einer Konferenz?**

Natürlich ist die Vielfalt an Eindrücken, die einem im Gedächtnis bleiben, schwer in Worte zu fassen. Klar ist, dass dies eine einmalige Erfahrung in meinem Leben sein wird. Wenn ich noch einmal an einer Mennonitischen Weltkonferenz teilnehmen sollte, so wird dies ganz bestimmt nicht in Paraguay sein.

Im folgenden Teil möchte ich kurz einige Eindrücke wiedergeben:

- So viele Leute aus den verschiedensten Ländern nennen sich Mennoniten. Und obwohl sie nicht die gleichen Traditionen haben, ja nicht einmal alle dieselbe Sprache sprechen, glauben wir alle an ein und denselben Gott.

Mir persönlich fiel es nicht so leicht, wirklich zu begreifen, dass die Hautfarbe nichts mit dem Mennonitsein zu tun hat. Da ich mich sehr für Geschichte interessiere und mich auch mit ihr beschäftige, ist es irgendwie in meinem Unterbewusstsein verankert, dass ein Mennonit, geschichtlich gesehen, auch irgendetwas mit Preußen, Russland oder Kanada zu tun hat. Natürlich habe ich gewusst, dass es auch in Afrika und Asien Mennoniten gibt, die ganz anders aussehen und auch einen ganz anderen historischen Hintergrund haben. Doch jetzt, wo man so konkret mit diesen Mennoniten in Berührung kommt, bedarf es schon einer kleinen "Gehirnwäsche", um sich dieser Tatsache bewusster zu werden.

- In diesem Zusammenhang war es für mich auch ein besonderes Erlebnis, in dem großen interethnischen Massenchor mitzusingen, der am Samstag und Sonntag auftrat. Ich saß zwischen zwei Indianerfrauen aus Yalve Sanga. Wir sangen zusammen spanische und sogar einige deutsche Lieder. Ich erlebte mit, wie diese beiden Frauen mit lauter Stimme und heiterem Gesichtsausdruck problemlos "Gespült ans Erdeneiland" sangen. Für uns als deutsch-sprechende Mennoniten hat dieses Lied eine geschichtliche Bedeutung. Aber für sie? Ob sie überhaupt verstan-



den haben, was sie sangen, weiß ich nicht. Aber sie sangen mit – und dazu noch auswendig! Etwas beschämt stellte ich mir die Frage, wie wir als Deutschsprechende mitgesungen und mitgemacht hätten, wenn wir nur in ihrer Indianersprache gesungen hätten.

- Beeindruckt hat mich jedes Mal der allgemeine Gesang. Wir haben in den verschiedensten Sprachen und Musikstilen gesungen. Es dauerte nicht lange und der Gesang der Versammlung klang wie ein riesengroßer Chor. Singen vereint – das haben wir in diesen Tagen gespürt. In unseren Gemeinden hat man manchmal das Gefühl, dass das Singen bei manchen nur noch als eine Notwendigkeit angesehen wird, die das Programm vervollständigt. Dass es wirklich auch in den Liedern um Gott und um seine Anbetung geht, das fühlt man eher selten. Besonders wenn man für das Anleiten des Gesanges verantwortlich ist und von vorne die Gesichter der Personen sieht, kommen des Öfteren Zweifel hoch, welche Bedeutung die Gemeinde im Gesang sieht.
- Ganz toll fand ich, dass auch die Kinder ihren Platz hatten auf dieser Konferenz. Ein hübscher Anblick war für mich, wenn man am Nachmittag einer ganzen Familie in dem Weltgemeinschaftsdorf begegnete. Eine wunderbare Gelegenheit, den Kindern schon von früh den Horizont der mennonitischen Welt zu eröffnen! Eine große Anerkennung gilt meiner Meinung nach den Betreuern, die diese für sie fremden Kinder mit großer Verantwortung betreut und beschäftigt haben. Die Erfahrungen, die diese Kinder gemacht haben, werden haften bleiben. Bei einer Gelegenheit am ersten Nachmittag war ich Zeugin, wie eine Mutter ihre Kinder abholte und wie der kleine Sohn ganz enttäuscht und auch etwas vorwurfsvoll sagte: “Mama, da sind überhaupt keine Negerkinder!” Wahrscheinlich hatte man zu Hause darüber gesprochen, dass Kinder mit verschiedenen Hautfarben da sein würden. Dieser kleine Mann hatte sich wahrscheinlich schon auf die Begegnung mit einem afrikanischen Kind gefreut.
- Wohl von den meisten bewundert wurden die Freiwilligen und die so genannten Friedensdiener. Es hat mich beeindruckt, wie die jungen Leute unermüdlich an der Arbeit waren. Ständig begegnete man hilfsbereiten und freundlichen Personen in gelben Trikots. Wenn man morgens das Gelände betrat, waren sie bereits da. Und abends waren sie immer noch fleißig, wenn man nach Hause ging. Nochmals ein großes

Dankeschön an sie! (Falls jemand von ihnen dies liest.)

- Eine Gruppe von Personen, deren Auftreten mir besonders imponiert hat, waren die Mennoniten aus dem Kongo. Bei einigen Gelegenheiten erhielten sie die Gelegenheit, von sich und ihrem Leben im Kongo zu berichten. Erschreckend, was man da von ihnen hören musste. Besonders auch was Frauen und Mädchen betrifft. Und wie mutig und voller Zuversicht sie trotzdem waren, das war echt beeindruckend. Wenn ich an sie und ihr Leben dort denke, wo so viel Hilfe nötig wäre, muss ich darüber nachdenken, was sie denn nun konkret für Hilfe von uns als Glaubensgeschwistern auf der Konferenz erhalten haben. In Geschichtsbüchern lesen wir zum Beispiel von der 2. Weltkonferenz 1930 in Danzig, dass das Hauptthema dieser Konferenz die zurückgebliebenen Mennoniten in Russland waren und wie man ihnen in der schwierigen Situation helfen konnte. Nach der Konferenz wurden konkrete Schritte zur Bruderhilfe unternommen. Und wenn ich nun an die Geschwister im Kongo denke, überlege ich, ob man ihnen nicht auch irgendwie konkreter hätte helfen können, als nur ihre Berichte anzuhören. Sicher, alle haben so ihre Probleme und müssen diese auch in Angriff nehmen. Aber dennoch denke ich, dass man die so direkt in ihrer Existenz betroffen sind und besonders leiden, von der Vollversammlung aus mehr unterstützen könnte.
- Bei den Predigten und Wortauslegungen wurde immer wieder das allgemeine Thema "Miteinander dienend unterwegs" betont. Doch obwohl gute Ideen angesprochen wurden, fehlte mir etwas die Tiefe in den Auslegungen. Irgendwie hatte ich manchmal den Eindruck, dass man sich mehr an der Oberfläche bewegte und wichtige Glaubensfragen und Prinzipien überhaupt nicht zum Thema gemacht wurden. Es ist zum Beispiel ganz interessant, wenn man eine 30-minütige Auslegung darüber hört, wie wunderbar Gott die Schöpfung geschaffen hat und dass wir als Menschen für die Bewahrung derselben verantwortlich sind. Aber was nützt es uns in solch einer Versammlung, darüber nachzudenken? Ich persönlich sehe darin keine große Bedeutung. Viel wichtiger wäre es mir gewesen, über einige Prinzipien zu sprechen, die uns als mennonitische Gemeinschaft kennzeichnen. Natürlich weiß ich, dass dies ziemlich schwierig ist, da die Teilnehmer aus so verschiedenen kulturellen und geschichtlichen Hintergründen kommen. Aber eine

Alternative zu den vielen Wortauslegungen wäre meines Erachtens gewesen, an einem Abend einmal eine Podiumsdiskussion zu machen, z. B. zum Thema der Wehrlosigkeit. Denn dies ist doch ein Prinzip, das wir Mennoniten auf der ganzen Welt noch ausleben, oder? Ich denke, es wäre ganz interessant gewesen, einmal die Meinungen, Ansichten und Erfahrungen von Personen aus verschiedenen Kulturen und Ländern zu hören und zu erfahren, wie andere Mennoniten dieses Thema zum Beispiel mit der betreffenden Regierung regeln. Denn oft ist es ja so, dass wir erst dankbar werden, wenn wir von anderen Personen hören, wie es ihnen geht. Und das denke ich, könnte in diesem Thema auch bei dem einen oder anderen zum Nachdenken und Danken geführt haben.

- Der Höhepunkt der Konferenz war meiner Meinung nach, wie oben schon erwähnt, der Samstagabend. Sehr schade fand ich, dass die Konferenz am Sonntag ganz anders abschloss, als sie in der ganzen Woche gelaufen war. Die Zeit wurde überall überzogen und die ganze Atmosphäre war nicht die, die wir im Verlauf der ganzen Woche verspürt hatten. Ich hörte nachher einen Ausdruck, und den möchte ich hier wiedergeben: "Es war, als ob der Dirigent, der eine ganze Woche lang mit dem Orchester geübt hatte, auf der Premiere nicht dirigieren durfte. Für den großen Auftritt übernahm jemand anders die Führung." Weder die beiden Moderatoren, die während der Konferenz die Programme wunderbar moderiert hatten, noch die Gesanggruppe, die viel Zeit und Mühe in das Einüben der Lieder investiert hatte, kamen zum Zuge. Stattdessen wurde, wie es den Anschein hatte, für eine Musikband und einzelne Musiker Werbung gemacht und Lieder gesungen, die den meisten Teilnehmern, außer wahrscheinlich den Paraguayern, nicht bekannt waren.

Natürlich sind dies Ansichtssachen. Dennoch fand ich es sehr schade, dass die Konferenz so endete. Die Besucher, die nur am Sonntagsprogramm teilnahmen, haben meiner Meinung nach einen falschen Eindruck von der Weltkonferenz mit nach Hause genommen.

Abschließend kann ich nur sagen, dass meine Teilnahme an der 15. Mennonitischen Weltkonferenz ein einmaliges Erlebnis war und es auch bleiben wird. Einmal die Gelegenheit zu haben, aus den mennonitischen Wänden, in denen wir leben, herauszukommen und mitzuerleben, wie vielfältig die Mannschaft ist, die

unter dem Namen „Mennonit“ in einem Boot unterwegs ist, war für mich ein wahres Vorrecht! Und wenn ich die Möglichkeit haben werde, so wird dies nicht meine letzte MWK gewesen sein.

## **Bildbericht von der 15. MWK**

Uwe Friesen; Beate Penner; Dyane Regier<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Dyane Regier ist Designerin aus Neuland.































































# **Kultureller Teil**



## Der Batjko

Peter P. Klassen<sup>1</sup>

Jakob Töws saß auf der Veranda und starrte auf den Red River, der träge am Garten seines Hauses in Winnipeg vorbei floss. Der Fluss wurde rot und immer röter, bis er aussah wie Blut. Blut, alles war voll Blut, die hölzerne mit Sand bestreute Diele des Hauses, die Vorlaube, die Treppe, der Hof, der Trog am Brunnen, das Stroh in der Scheune. Und überall ein Johlen, das Schwingen blutiger Säbel, gespaltene Köpfe, abgehackte Gliedmaßen, tote Kinder. Und Blut, überall Blut. Er war plötzlich in der Ukraine, in seinem Heimatdorf Schönfeld.

Er zog sein Taschentuch, rieb sich damit die Augen, bis der Fluss wieder seine natürliche Farbe annahm. Dann bückte er sich nach dem Buch, das ihm aus der Hand gefallen war und neben dem Sessel lag: Peter Arschinoff: „Geschichte der Machno-Bewegung, 1918 – 1921“. Das Buch, 1923 russisch geschrieben und dann in Berlin aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt, war spät in seine Hände gekommen, auf Empfehlung von Freunden. Nie hätte er geglaubt, dass so eine Entstellung der Geschichte zu Papier gebracht werden könnte. Nestor Machno war 1934 im Exil in Paris gestorben, und schon diese Nachricht, über die er in der Zeitung gelesen hatte, war für ihn erschütternd gewesen. Friedlich war dieses Scheusal auf dem Père-Lachaise-Friedhof in Paris beigesetzt worden, begleitet von fünfhundert Trauergästen. Es waren alles Anarchisten aus Italien, Spanien, Frankreich und Russland, die ihm das Geleit gegeben, ihn wohl verehrt hatten. Er dachte an die Tausenden von Toten in der Ukraine, die verstümmelt irgendwo liegen geblieben waren und die dann in Massengräbern begraben werden mussten.

Nun hatte er das Buch von Arschinoff, einem Kampfgenossen Machnos in den schrecklichen Jahren der Revolution und des Bürgerkrieges in Russland, gelesen, und das hatte seine Augen verschleiert und seine Sinne durcheinander ge-

---

<sup>1</sup> Peter P. Klassen, langjähriger Schriftleiter des „Mennoblatts“, Autor mehrerer Bücher, lebt im Ruhestand in Filadelfia.

bracht. So würde die Geschichte nun in weiten Kreisen der Welt gelesen und geglaubt werden. Man würde diesen Nestor Machno verehren, so wie es Arschinoff tat. War dies vielleicht ein Beweis dafür, wie wenig man der Geschichtsschreibung trauen konnte? Wie oft wurde sie wohl von dem Wunschdenken der Schreiber diktiert, wobei die Wahrheit dann in den Sumpf der Vergessenheit geriet.

Das Buch war keine Geschichtsschreibung, sondern die Darstellung und Rechtfertigung einer Ideologie, sagte er sich. Doch mit diesen Gegensätzen hatte er sich bisher nicht befasst, und daraus kam nun sein furchtbares Entsetzen. Wie selbstverständlich hatten er und viele Andere, die nach der Revolution und dem Bürgerkrieg aus der Sowjetunion nach Kanada gekommen waren, diesen grausigen Hintergrund als eine der Hauptursachen für ihre fluchtartige Auswanderung gesehen. Nun machte Arschinoff den Lesern seines Buches und damit sicher vielen Zeitgenossen und der Nachwelt klar, dass Nestor Machno und seine Helfershelfer idealistische Ehrenmänner gewesen seien.

So ein Buch konnte ins Deutsche und in andere Sprachen übersetzt werden, und es fiel in weiten Teilen Europas sicher auf fruchtbaren Boden, weil es vom Anarchismus, der seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts und auch schon vorher weite Verbreitung auch unter Intellektuellen gefunden hatte, handelte. Die Anarchisten wandten sich gegen die bestehenden Ordnungen, gegen die geltenden Gesetze und gegen die Regierungen, weil sie in allem die Ausbeutung der armen hilflosen Bevölkerungsschichten sahen. Große und bekannte Ideologen der Zeit predigten die Gesetzeslosigkeit, die den einfachen Bauern, den armen Arbeitern in den Fabriken, den leidenden Familien in den Hinterhöfen der Städte Freiheit und Gerechtigkeit bringen sollte. Als so ein Befreier sollte nun auch Nestor Machno gefeiert werden, als so einen schilderte ihn Arschinoff in seinem Buch.

Doch für Jakob Töws war Batjko Machno, das Väterchen, wie er sich von seinen Gefolgsleuten nennen ließ, ein Bluthund, ein Mordbrenner, ein Massenmörder, und so hatten ihn die Bewohner der Mennonitenkolonien, die Verwandten der Hunderten von Toten, die geschändeten Frauen, aber auch viele der wohlhabenden Russen gesehen. Deshalb war der Red River vor seinen Augen rot geworden, deshalb hatte er plötzlich überall Blut gesehen, so stark holte ihn die Erinnerung an jene schreckliche Zeit jetzt ein.

Dabei war vieles zwischen ihm und Nestor Machno stärker miteinander verzahnt und schicksalhaft verwoben, als er es je gedacht hatte. Das war ihm erst jetzt

durch das Lesen des Buches bewusst geworden. Nestor Machno war 1889 geboren worden, er 1899. Er, Jakob Töws, kam aus der Mennonitenkolonie Schönfeld, von einem der Gutshöfe des Dorfes, Nestor Machno aus dem Russendorf Guljai-Pole. Die beiden Ortschaften lagen gerade einmal zwanzig Kilometer auseinander. Wenn dieser Umstand für ihn auch keine schlimmeren Folgen gehabt hatte als für viele Andere, so gab diese zeitliche und örtliche Nähe doch Anlass zu manchen Überlegungen und Vergleichen.

Schönfeld war eine der sogenannten Tochterkolonien der Mennoniten in Russland. Sie lag etwa dreißig Kilometer nördlich der Mutterkolonie Molotschna, und die meisten ihrer Bewohner kamen auch von dort. Den ersten Landkomplex von über 5000 Desjatinen hatten junge Bauern schon 1868 von dem russischen Leutnant Brasol gekauft und hier das erste Dorf angelegt, dem sie den Namen Schönfeld gaben. Nachher wurden dann weitere Landstücke gekauft und neue Dörfer angelegt. Schließlich hatte die Kolonie sechs Dörfer. Doch die Landstücke und so auch die Dörfer bildeten keinen geschlossenen Bezirk, wie das in den Mutterkolonien Chortitza und Molotschna der Fall war. Damit wies die Kolonie Schönfeld eine Struktur auf, die einige Schwierigkeiten mit sich brachte.

Die alten und auch viele der neuen Kolonien der Mennoniten, die seit der Einwanderung in Russland entstanden waren, hatten immer großes Gewicht auf die Geschlossenheit gelegt. Eine Kolonie war auch gleichzeitig ein Verwaltungsbezirk, Wolost genannt, und so ein Bezirk mit Schulzen in den Dörfern und einem Oberschulzen für die Kolonie war im Kolonialgesetz der Regierung seit der Einwanderung aus Preußen rechtlich abgesichert.

In Schönfeld war das nun anders. Zwischen den Landkomplexen und Dörfern lagen russische Verwaltungsbezirke mit Russendörfern, und es waren viele Verhandlungen nötig, alle mennonitischen Dörfer bei Schönfeld zu einer Wolost zusammenzuschließen. Die russischen Bezirke wehrten sich dagegen, denn dann gingen ihnen die Steuern dieser Dörfer verloren. Doch die Mennoniten bestanden auf ihrer verbrieften Selbstverwaltung, und so gab es dann schließlich doch eine Schönfelder Wolost.

Ähnlich war es mit der Struktur der Dörfer. Während es sonst Brauch war, Straßendörfer anzulegen, in denen die Höfe dann an beiden Seiten der Dorfstraße lagen, richteten die Bauern hier Einzelgehöfte ein, kleine Gutshöfe, die in einiger Entfernung voneinander lagen und dann zusammen ein Dorf bildeten. Auf einem dieser Gutshöfe in Schönfeld wurde Jakob Töws geboren.

All diese Eigenheiten haben später, als es zu der großen Katastrophe kam, mit eine Rolle gespielt, die Nähe des Ortes Guljai-Pole, die weit auseinander liegenden Gutshöfe, die zerstreut liegenden Dörfer.

Die Mennoniten sprachen von Russendörfern, Russenjungen und Russenmädchen, und diese Bezeichnungen trugen einen leicht abwertenden Unterton. Die Russen in diesen Dörfern waren meist arm, und sie wohnten in ärmlichen Katen, die dem Vergleich mit den schönen mennonitischen Bauernhäusern nicht standhielten. Das Verhältnis zwischen Mennoniten und Russen war nicht gerade gespannt, doch es gab wenige Beziehungen untereinander. Ehen zwischen Mennoniten und Russen kamen kaum vor, und das entsprach auch dem Kolonialgesetz der Regierung. Die so genannten Ausländerkolonien sollten möglichst unter sich bleiben, weil das die Verwaltung erleichterte. Auch katholische und lutherische Deutsche siedelten auf Anordnung der Regierung in geschlossenen Kolonien. Jakob Töws erinnerte sich an die Jubiläumsschrift von David Epp zum hundertjährigen Bestehen der Kolonie Chortitza. "Die Regierung hatte uns mit einem Zaun umgeben, und wir fühlten uns wohl darin", hieß es da.

So ein Russendorf war auch Guljai-Pole. Es war ein Dorf, obwohl es ungefähr zehntausend Einwohner hatte. Als Verwaltungsort der Wolost hatte es im Zentrum auch die entsprechenden Gebäude, Polizeistation, Krankenhaus, Post- und Telegrafenamnt und viele Läden. Die arme Bevölkerung lebte am Dorfsrand in ihren Hütten. In einer dieser armen Hütten war Nestor Machno als jüngster von vier Söhnen geboren worden. Sein Vater war noch Leibeigener gewesen.

Doch die Nähe der Russendörfer war den mennonitischen Bauern auch willkommen. Zwar gab es oft auch Diebstähle. Pferde wurden nachts aus dem Stall geholt, Obstgärten geplündert. Dass musste man hinnehmen. Wichtig dagegen waren die Arbeitskräfte in diesen Nachbardörfern. Sie wurden in der Sommerzeit bei Aussaat und Ernte dringend gebraucht, und sie standen gern zur Verfügung. Russische Knechte und Mägde und viele Saisonarbeiter gab es auf den Höfen der Mennoniten. Wie hätte man sonst die großen Felder bestellen und die Ernten einbringen sollen? Die armen Russen hatten entweder kein oder nur sehr wenig Land, und sie ließen sich gern für die Arbeit anwerben.

Warum dachte Jakob Töws jetzt an jenen halbwüchsigen Jungen, der einige Sommer lang neben den anderen russischen Arbeitern auf ihren Hof gekommen war? Seinen Namen hatte er vergessen. Könnte es vielleicht jener Nestor gewesen sein, von dem Arschinoff in seinem Buch schrieb? Die Kinder der armen

Familien mussten früh Arbeit suchen, um etwas zu verdienen. Nestor habe auch bei deutschen Bauern gearbeitet und dort die Kühe und Schafe gehütet, hieß es bei Arschinoff. Das könnte kein anderes Dorf als Schönfeld gewesen sein. Jeden Morgen musste das Vieh der Bauern auf die Allmende getrieben werden und abends wieder zurück auf die Höfe. Jakob Töws erinnerte sich an den russischen Hütungen, obwohl er mit ihm kaum etwas zu tun gehabt hatte.

In der Erntezeit wimmelte es auf dem Gutshof von russischen Arbeitern, Frauen und Männern. Das Getreide von den großen Feldern musste eingebracht werden. Die modernen Erntemaschinen gab es erst kurz vor dem Weltkrieg. Alles musste von Hand gemacht werden, das Mähen, das Garbenbinden und das Dreschen, und die vielen Arbeiter dafür wurden in den Russendörfern, vor allem in Guljai-Pole, angeworben.

Auf dem Gutshof hatte man sich auf diese große Zahl der Arbeiter eingestellt. Es gab eine besondere Küche und daneben Schlafräume, einen für die Männer, einen für die Frauen. Mitten auf dem Hof neben der Tenne hatte man eine Vorrichtung für die Mahlzeiten eingerichtet, ein runder Graben, und in der Mitte war eine Art Tisch ausgespart worden. Bei den Mahlzeiten saßen die Arbeiter also im Kreis um diesen Erdtisch herum. Das Essen wurde mit einem kleinen Fuhrwerk aus der Küche in großen Bottichen herangefahren.

Der Speisezettel war immer der gleiche. Mittags gab es Borschtsch mit Hammelfleisch und reichlich Brot. Jeder Arbeiter kriegte einen Holzlöffel, und dann aßen alle, wie es Brauch war, aus einer großen Schüssel in der Mitte. Zum Frühstück gab es Kartoffelsuppe, und am Abend reichlich Mehlklöße. In der Rückschau würde Jakob Töws diese Behandlung der russischen Arbeiter als primitiv bezeichnen. In Kanada würde man sie vielleicht sogar menschenunwürdig nennen. Doch die Gutsbesitzer rechtfertigten sich damals damit, dass die Arbeiter es bei ihnen wesentlich besser hätten als bei den russischen Arbeitgebern.

Jakob Töws erinnerte sich daran, dass sein Vater die Arbeiter für anspruchsvoll und für immer anspruchsvoller hielt. Einmal kam er ärgerlich aus Guljai-Pole zurück. Der Verhandlungsführer der Saisonarbeiter habe ihn gefragt, wie die Unterbringung und das Essen seien. Das sei dem Vater zu viel gewesen, und er habe die Verhandlung abgebrochen. Darauf hatte er hasserfüllte Blicke gesehen. Die russischen Arbeiter würden immer fordernder und unzufriedener, war die Meinung des Vaters. Wo käme man da hin? Man dürfe die Arbeiter doch nicht

verwöhnen, so wie es manche Bauern machten, nur um die notwendigen Arbeiter zu bekommen. So etwa war es bis um 1905 gewesen, bis zum russisch-japanischen Krieg, und dann wurde es wirklich immer schlimmer, so schlimm, dass dann nach dem Weltkrieg schließlich alles im Blut erstickte.

Durch das ganze riesige Russland hallte ein Schrei, ein Schrei nach Land. Überall konnte man den Schrei hören, und es war, als ob er aus der fruchtbaren schwarzen Erde käme, die mit ihren riesigen Getreidefeldern nicht nur Russland, sondern auch viele andere Staaten versorgte. Es war natürlich genug Land vorhanden, doch es gehörte wenigen Reichen. Daher der Schrei der landlosen Armen.

Der Schrei hatte sich nicht erst nach der Aufhebung der Leibeigenschaft und dann nach dem russisch-japanischen Krieg erhoben. Auch in den Kolonien der eingewanderten Mennoniten war er lauter und immer lauter geworden. Die sogenannten Anwohner am Rand der Dörfer führten ein elendes Leben. Die Bauernhöfe mit ihren 65 Desjatinen waren nach dem Gesetz unteilbar. Also konnte nur einer der Söhne, meist der jüngste, den Hof erben. Die anderen mussten ein Handwerk erlernen oder sich als Knechte oder Mägde auf den Bauernhöfen verdingen. Sie wohnten dann ziemlich rechtlos in ihren ärmlichen Hütten, denn in einer Mennonitenkolonie hatten nur Landbesitzer Stimmrecht. Doch der Schrei dieser Landlosen wurde so laut, dass die Kolonieverwaltungen und die Gemeindeleitungen ihn nicht mehr überhören konnten. Schließlich musste das Fürsorgekomitee des Staates vermitteln, und dann fand man Wege. Die Mutterkolonien kauften Ländereien, und dann legten die jungen Familien dort die sogenannten Tochterkolonien an. So verstummte der Schrei, und die neuen Kolonien blühten wie die alten, oft noch schöner, weil hier mehr Land zur Verfügung stand, wie zum Beispiel in Schönfeld.

Doch der Schrei der armen russischen Bevölkerung wurde immer lauter, immer fordernder, dessen erinnerte sich auch Jakob Töws, und man hörte ihn nicht. Die Bauern in den Russendörfern hatten kein Land oder so wenig, dass sie kaum genug Kartoffeln und Gemüse für den Eigenbedarf anbauen konnten. Doch jemand hörte den Schrei, und das waren die Anarchisten. Gerade der Schrei nach Land hatte ihnen in Russland Nahrung gegeben, und nach dem Krieg 1905 kam es zu einer ersten Revolution. Sie wurde von der Regierung blutig niedergeschlagen. Viele, auch manche Mennoniten, schauten von nun an sorgenvoll auf das soziale Elend in den Russendörfern und auf das drohende Wetterleuchten am Horizont.



In dieser Zeit wuchs Nestor Machno in Guljai-Pole vom Knaben zum jungen Burschen heran. Nachdem Jakob Töws den ersten Schock über die Darstellung Arschinoffs überwunden hatte, las er mit steigendem Interesse das, was über die Entwicklung dieses Jungen in dem Buch geschrieben stand.

Es gärte in Guljai-Pole wie in ganz Russland, besonders nach dem russisch-japanischen Krieg, als viele bis dahin gültige soziale Systeme in Frage gestellt wurden. Auch in vielen jungen Menschen wuchsen Auflehnung und Hass, vor allem gegen die Besitzenden, aber auch gegen die Ordnungskräfte und Beamten, die die alte Ordnung schützten. In dieser Ordnung sahen sie die Einschränkung ihrer freiheitlichen Bestrebungen, und die Regierung bekämpfte sie als revolutionäre Bewegung. Deportationen nach Sibirien waren dann oft die Folge.

Nestor Machno hat sicher keines der anarchistischen Bücher gelesen. Dafür war seine Schulbildung zu gering. Doch die Armut in seinem Elternhaus und in seiner Umgebung und dann auch die Vergleiche, die er während seiner harten Kindheit auf den Höfen der Gutsbesitzer gemacht hatte, ließen den Hass in ihm wachsen.

Einfluss von außen kam hinzu. Junge Menschen aus Jekaterinoslaw und Alexandrowsk kamen nach Guljai-Pole, brachten Propagandaschriften und bildeten schließlich eine Bande, zu der bald auch der junge Nestor gehörte. Die Bande brauchte Geld, und das versuchte sie durch Überfälle zu bekommen. Beim ersten Überfall hatte sie Erfolg und erbeutete 500 Rubel. Das Geld wurde dafür verwendet, Schriften herzustellen, um so die Unruhe am Ort zu schüren und mehr Anhänger zu gewinnen. Doch beim Überfall auf einen Postwagen gab es Tote, und die Polizei trat nun stärker in Aktion. Ein Angetrunkener hatte verraten, dass zu der Bande hauptsächlich Ortsansässige gehörten. Es kam zu Verhaftungen, und die Gefangenen wurden in Jekaterinoslaw vor Gericht gestellt. Unter ihnen war auch der junge Nestor Machno. Vier der Verhafteten wurden gehängt. Nestor und einige Andere erhielten ihres jugendlichen Alters wegen Gefängnisstrafen. Sie wurden nach Moskau in das berüchtigte Deportationsgefängnis Butyrki gebracht. Hier blieb Nestor Machno acht Jahre bis zur Revolution 1917. Dann wurde er mit vielen anderen Insassen von den Revolutionären befreit.

Die Jahre in der Butyrki haben Nestor Machno wohl am stärksten geformt. Hier saßen viele aus den gleichen Gründen wie er, unter ihnen auch der spätere Autor Peter Arschinoff. Hier wurde Machno zum radikalen Anarchisten. Hier wuchsen sein Hass und seine Entschlossenheit, Änderungen herbeizuführen, ins Uner-

messliche. Das Gefängnis formte auch seine Persönlichkeit. Er war zäh und strebsam und nützte jede Gelegenheit, die geboten wurde, zur Weiterbildung. Auch anarchistische Schriften wie die von Bakunin und Kropotkin wurden heimlich herumgereicht, und Machno hat in Gesprächen sicher von dieser Ideologie gehört. So formte sich in ihm das, was Arschinoff später als Idealismus bezeichnet hat. Damit war gemeint, dass den Armen im Land geholfen werden müsse. Doch stärker noch als die Zuneigung zu den Armen war der Hass gegen die Reichen. Im Sinn der Anarchisten sollte Gerechtigkeit geschaffen werden. Den Reichen sollte das weggenommen werden, was sie hatten, und das sollte den Armen gegeben werden. Auch der unermessliche Reichtum der Gutsbesitzer an Land sollte an die Armen verteilt werden.

Doch das Gefängnis hatte noch mehr in Machno bewirkt. Er war widerspenstig, und oft kam er in Konflikt mit den Aufsehern, was ihm dann harte Strafen einbrachte. Im kalten und nassen Karzer zog er sich eine Lungentuberkulose zu, an der er dann später wohl auch gestorben ist.

Machnos erster Weg nach seiner Befreiung führte zurück in sein Heimatdorf Guljai-Pole. Hier wurde er von vielen Freunden und Bekannten als Held begrüßt, als einer, der aus dem Reich der Toten zurückgekehrt war. Nestor Machno war nun 28 Jahre alt, und er war voller Tatendrang. Viel war im Jahr 1917 in Russland geschehen, und die Wellen der revolutionären Ideen und des Aufstandes gegen alle Besitzenden und gegen die alte Ordnung hatten auch die Ukraine erreicht. In Guljai-Pole gab es bereits einen kommunistischen Sowjet. Doch das war nicht das, was Machno vorschwebte. In den Ideen Lenins sah er eine neue Regierung mit neuen Gesetzen, womöglich mit einer neuen Diktatur, mit Polizei und Beamten. Das alles widersprach seinen anarchistischen Vorstellungen.

Zu den armen Bauern des Dorfes fand Machno leichten Zugang. Das, was er ihnen zu sagen hatte, fand breite Zustimmung. Alles, was die Reichen hatten, Land und Güter, müsste gerecht unter die Armen verteilt werden. Er gründete eine erste Kommune aus Arbeitern und Bauern, die den Namen "Rosa Luxemburg" erhielt. Dann folgten weitere Kommunen in den umliegenden Dörfern, und Machno war der Vorsitzende von allen. So hatte er eine Organisation geschaffen, die ihm ergeben war und auf das hoffte, was er seinen Anhängern versprach. Als Nächstes gründete er eine Freischärlergruppe und bewaffnete sie. Das war nicht schwierig, denn nach dem Ende des Krieges waren überall Waffen und Munition zu haben, selbst Maschinengewehre.

Jakob Töws war 18 Jahre alt, als der Weltkrieg für Russland zu Ende war. Hätte der Krieg noch länger gedauert, wäre auch er noch eingezogen worden wie so viele der Mennoniten in der Ukraine, am Ural und in Sibirien. Sie standen alle unter der Sonderstellung, die die Regierung ihnen nach der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1874 nach langen Verhandlungen gewährt hatte. Der Grund dafür war die immer noch hoch gehaltene Wehrlosigkeit, die die Täufer aus der Bibel abgeleitet hatten und die Menno Simons bei der Gründung der Gemeinden in Holland und Preußen besonders betonte. Sie brauchten nicht reguläre Soldaten zu werden und kamen in einem Krieg nicht an die Front. Im Frieden erfüllten sie ihre Dienstpflicht in den sogenannten Forsteien. Im Weltkrieg waren sie als treue Bürger ihres Vaterlandes Sanitäter oder sie dienten in der Forstwirtschaft. Doch jetzt erregte und bestärkte diese Sonderstellung der Mennoniten den Hass der russischen Nachbarn. Deren Männer mussten an die Front und in den Tod, während die Mennoniten einen ungefährlichen Dienst tun durften.

Doch von alledem wusste Nestor Machno wohl wenig. Sein Hass richtete sich unmittelbar gegen alle Besitzenden, ob Deutsche oder Russen. Weil aber die wohlhabenden Mennoniten zum großen Teil in geschlossenen Dörfern lebten, meist noch neben armen Russendörfern, erregten sie den Neid am stärksten, auch bei Machno. Hier waren die gerechten Reformen, die er seinen Leuten gepredigt hatte, am einfachsten umzusetzen.

Es war naheliegend, dass die Dörfer und Gutshöfe der benachbarten Schönfelder Wolost die ersten Opfer wurden. Machno ließ sich eine Liste anfertigen, auf denen der Landbesitz und die Güter der mennonitischen Bauern verzeichnet waren. Willig ließen sich die armen Russen in Guljai-Pole und in den anderen Russendörfern davon überzeugen, dass es nun an die gerechte Verteilung gehen sollte. Eine große Horde zog mit Machno von Hof zu Hof. Land und Güter wurden rücksichtslos aufgeteilt und verteilt. Die armen russischen Bauern erhielten meist ein Landstück in der Nähe ihres Dorfes, und die verteilten Güter konnten sie nach Belieben mitnehmen.

Jakob Töws erinnerte sich noch gut an diese erste Begegnung mit den Machnowzy, wie die Gefolgsleute Machnos nun genannt wurden. Der ganze Gutshof seines Vaters wimmelte von Russen, und Machno war mitten unter ihnen, ein kleiner Mann mit langem Haar und dem Sonntagsmantel seines Vaters. Alles Gut, das Inventar, die Geräte, selbst die landwirtschaftlichen Maschinen wurden auf den Hof getragen, und dann begann die Verteilung. Manches war in seiner

Erinnerung sogar lustig. Ein armer Mann bekam den Phäton, einen Spazierwagen, der fein mit dunkelblauem Tuch ausgeschlagen war. Außerdem erhielt er ein Kalb. Er legte das Kalb in den feinen Wagen, spannte seine mageren Pferdchen davor und fuhr nach Hause. Ein anderer erhielt die Mähmaschine, die er sicher nicht zu gebrauchen wusste. Die Russen zogen die Kleider der Eltern und Geschwister an, die sie aus den Schränken rissen, und bald sah der Hof bunt wie ein Zirkus aus. Machno war immer mitten darunter und leitete die neue Ordnung. Alles Geld und aller Schmuck mussten unter Bedrohung des Lebens aus dem Versteck geholt werden. Die Gefolgsleute Machnos mussten aus Küche und Keller verpflegt werden, so lange der Vorrat reichte. Hühner, Enten und Schweine wurden geschlachtet.

Besonders beliebt waren die Federwagen der Mennoniten, Tatschankas genannt. Sie wurden bald zum Symbol der Machnowzy, weil sie leicht und schnell waren. Auf dem Rücksitz konnte man ein Maschinengewehr montieren.

Das war der Anfang, den Töws im Vergleich mit den folgenden Monaten und Jahren noch als harmlos in Erinnerung hatte. Doch Machno zog mit seiner Armee, wie er sie nun nannte, immer weitere Kreise, und dann zeigte sich immer stärker die rücksichtslose Art, wie er seine Ziele verfolgte. Er duldet nicht den geringsten Widerspruch, und wen er für verdächtig hielt, der wurde ohne Umstände erschossen. Die Opfer waren ehemalige Polizeibeamte, ehemalige Offiziere und vor allem die Gutsbesitzer, die er alle für Ausbeuter hielt. Sein Gefolge war bis an die Zähne bewaffnet. Jeder trug einen Säbel, eine Pistole und Handgranaten. Bald gingen Machno und seiner Räuberbande, wie sie von allen, die ihn fürchteten, genannt wurde, die Angst vor Mord und Brandstiftung voraus. Brennende Gutshöfe, brennende Dörfer färbten den Nachthimmel oft rot, und die Nachrichten von Mord und Vergewaltigung mehrten sich. Der Name Machno wurde zum Schrecken weiter Teile der Umgebung von Jekaterinoslaw und Alexandrowsk und vor allem in den Mennonitenkolonien der Ukraine.

Doch dann gab es plötzlich eine Änderung, die Rettung, wie viele hofften. Im März 1918 war es in Brest-Litowsk zu einem Sonderfrieden der Mittelmächte mit Russland gekommen. Eine der Bedingungen der Mittelmächte war, die Ukraine zu besetzen. Sie versprachen sich davon Lieferungen von Getreide und Rohstoffen. Diese Maßnahme entsprach auch dem Wunsch der Unabhängigkeitsbewegung der Ukraine, wo sich bereits eine selbständige Regierung gebildet hatte. Sie förderte den Einmarsch der Truppen und stellte sich unter ihren Schutz. Schon im April besetzten deutsche und österreichische Einheiten weite

Gebiete der Ukraine, so dass auch die Mennonitenkolonien unter ihre Besatzung kamen. Das setzte dem Unwesen Machnos kurzfristig ein Ende. Die Besatzungsmächte versuchten, die öffentliche Ordnung wieder herzustellen. Sie bekämpften die Banden und nahmen Verhaftungen vor. Wo es möglich war, zwangen sie die russischen Bauern, die entwendeten Güter wieder zurückzugeben. Das alles verursachte natürlich viel Ärger und neue Feindschaft gegen die Besitzenden.

Machno floh nach Moskau. Dort traf er sich mit Lenin und anderen Persönlichkeiten des Kommunismus, obwohl er das Regime eigentlich ablehnte. Lenin schmeichelte ihm, weil er hoffte, dass Machno die Ukraine mit seinem Bandenwesen destabilisieren würde, denn die Zentralregierung in Moskau wollte die Ukraine trotz des Friedensvertrages nicht aufgeben. Schon im Juli war Machno, ermutigt von Lenin, wieder in Guljai-Pole, und bald begann er damit, ein kampffähiges Heer zu organisieren. Seine Gegner waren jetzt vor allem die Besatzungstruppen und die militärischen und polizeilichen Kräfte der ukrainischen Regierung in Kiew. Aber auch gegen die Reichen ging er wieder vor, und das brachte ihm erneut die Gefolgschaft der armen Bevölkerung ein.

Auch für Jakob Töws hatte sich in dieser Zeit manches verändert. Einige der Schönfelder Familien waren zu Beginn des Jahres 1918 in die Mutterkolonie Molotschna geflohen. Sie hatten nichts mehr zu verlieren. Das Land war verteilt, die Höfe geplündert, und allen drohten Mord und Gewalttaten. Jakob Töws war nach Halbstadt gekommen, das unter der strengen Verwaltung des deutschen Militärs lag, und seine Eltern waren auch dort. Die Mennoniten sahen die Deutschen mit Respekt und Freude, und sie hofften, dass diese Ruhe von Dauer sein würde. Sie bewunderten die straffe Disziplin der Truppe, die immer übte und exerzierte und singend durch die Straßen marschierte. "In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederwiederwiedersehn . . ." Einen jungen Menschen wie Jakob Töws und viele andere seines Alters beeindruckte das alles sehr stark. Mit dieser Ordnung und mit dieser Bewaffnung müsste man doch einem Machno Einhalt gebieten können, wenn es wieder zu Übergriffen kommen sollte. Der Gedanke an einen Selbstschutz wurde geboren, und die deutschen Offiziere unterstützten ihn. Sie versprachen Waffen und Munition. Mennonitische junge Männer marschierten bereits mit den Soldaten, trugen stolz ein Gewehr und sangen mit Freuden die Lieder mit. Jakob Töws war immer dabei.

Und dann war plötzlich alles vorbei. Im Westen wurde im November 1918 ein Waffenstillstand geschlossen. Da mussten auch die Besatzungstruppen die

Ukraine verlassen. Eine lähmende Angst legte sich auf die Mennonitenkolonien. Ihnen drohten alle Schrecken, die man sich nach den bereits gemachten Erfahrungen ausmalen konnte, Mord, Brand, Vergewaltigung. Hinzu kam, dass die Rache für die Sympathie, die die Mennoniten den Deutschen entgegengebracht hatten, zu befürchten war. Die von der Besatzung getroffenen Maßnahmen zur Wiederherstellung der Ordnung hatten viel Hass hinterlassen, und der Hass traf nicht zuletzt die Mennoniten. Machno wusste auch um die zurückgelassenen Waffen, obwohl es viel weniger waren, als der inzwischen gegründete Selbstschutz gehofft hatte. Man hatte mit Maschinengewehren gerechnet und sogar mit einigen Geschützen.

Jakob Töws versuchte, so schnell wie möglich zurück nach Schönfeld zu kommen. Seine Eltern blieben in Halbstadt, doch er hatte in Schönfeld Verwandte, wo er unterkommen konnte. Es müsste doch möglich sein, bei geschlossener Abwehr dem sinnlosen Morden Einhalt zu gebieten. Er wusste um den Konflikt, in dem die Mennoniten jetzt plötzlich standen, und Machno war die Ursache dafür, dass das so lange gewahrte und für unumstößlich gehaltene mennonitische Glaubensprinzip der Wehrlosigkeit ins Wanken geraten war.

Jetzt, in der Rückschau, sah sich Jakob Töws selbst und die vielen anderen der Glaubensgenossen in der Ukraine mit Waffen in den Händen. Auch sie hatten Blut vergossen in einer, wie er meinte, ausweglosen Situation. Das alte Glaubensprinzip, das über Jahrhunderte gewahrt worden war, stand in Gefahr, und viele vor allem der jungen Männer waren bereit, sich in dieser Grenzsituation darüber hinwegzusetzen. Er wusste um die Sorge vieler Prediger und um die Glaubenskonferenzen, die sie abhielten. Doch ihn persönlich hatte das damals kaum berührt. Sein junges Blut trieb ihn wie viele andere auch, und er war entschlossen, sich dem Gebot der Stunde zu unterwerfen. Er dachte an die schönen Dörfer, an die fleißigen Bauern, vor allem aber an die Frauen und Mädchen, denen das schlimmste Unheil von diesen rohen Gesellen drohte.

Mit dem Konflikt, ob die Abwehr richtig gewesen war, oder ob es besser gewesen wäre, treu an dem alten Glaubensprinzip der Wehrlosigkeit festzuhalten, beschäftigte sich Jakob Töws auch jetzt immer noch. Die warnenden Stimmen, das musste er in seinem reifen Alter jetzt zugeben, waren nicht unbegründet gewesen. Viele, besonders die Prediger, forderten damals strikte Neutralität, auch bei der Bedrohung von Gut und Leben. Das sei die Lehre des Evangeliums und vor allem auch die Tradition der Mennoniten. Es gab so viele Bibelstellen, auf die sich die Gegner des Selbstschutzes berufen konnten, und die über so viele Gene-

rationen gegolten hatten. "Du sollst nicht töten", das war das wichtigste Gebot. Doch gerade mit diesem Gebot hatte Jakob Töws immer noch seine Schwierigkeiten, in die ihn die Bibel selbst brachte. Da kam Moses mit den Gesetzestafeln und dem fünften Gebot vom Sinai herab, und sein Nachfolger Josua metzelte bei der Eroberung Kanaans, dass das Blut in Strömen floss. Die kanaanitischen Könige hing er an Bäume.

Doch da standen auch die anderen Worte, die ihnen vorgehalten worden waren. "Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen". Ja, aber wie viele waren umgekommen, die das Schwert nicht genommen hatten, und wie viele, die das Schwert genommen hatten, konnten sich retten. Er selbst auch. Und da stand: "Liebe deinen Nächsten wie dich selbst". "Schlägt jemand dich auf die rechte Backe, so halte ihm auch die linke hin". Das waren Worte, die sich lange bewährt hatten und die in der furchtbaren Krisenzeit immer wieder mit warnender Stimme zitiert worden waren. Auch jetzt wurden sie angeführt, wenn man über jene Jahre in Russland diskutierte.

Auf der anderen Seite aber hatte die Angst aller vor dem Schrecklichen, das drohte und näher rückte, gestanden. Diese Angst beherrschte letztlich auch diejenigen, die die Wehrlosigkeit forderten. Das alles hatte ihn, Jakob Töws und den Selbstschutz, dazu getrieben, den Versuch zu machen, die entsetzlichen Gräueltaten doch noch abzuwehren, den Hilflosen und Bedrohten zu helfen. Wie soll man sich verhalten, so fragte er sich jetzt noch, wenn jemand in Todesgefahr ist und man die Möglichkeit hat, ihm zu helfen? Würde er je aus diesem Zwiespalt herauskommen?

Dann drängte sich wieder das Grauen, das er mit eigenen Augen gesehen hatte, in den Vordergrund. Dann kam er wieder zu der Haltung, die ihn damals getrieben hatte. Rechtzeitig hätten sie schalten müssen, war seine Meinung, besser hätten sie sich organisieren und bewaffnen müssen. Dann wären sie mit dem Ansturm fertig geworden. Dann hätte Machno die Dörfer nicht zerstören können, dann hätte man nach seinem Abzug aus Schönfeld nicht 71 Tote zählen müssen, auf grausame Weise umgebracht, dann hätten die Frauen und Mädchen nicht scharenweise ins Halbstädter Krankenhaus gebracht werden müssen, um sich von den Geschlechtskrankheiten heilen zu lassen. Zusammen mit den anderen Kolonien hatte man über hundert infizierte Frauen gezählt. Gedankenverloren schaute Jakob Töws auf den ruhig vorbei fließenden Fluss.

Doch für Schönfeld war alles zu spät gekommen. Die Siedlungsstruktur war zu

unübersichtlich, Guljai-Pole und die andern Russendörfer lagen zu nahe und vor allem, die Bewaffnung war viel zu schlecht gewesen. Die Dörfer lagen zu weit auseinander, und obwohl die andern nichtmennonitischen deutschen Dörfer in der Nähe bereit waren, gemeinsame Sache mit den Mennoniten zu machen, war es nicht möglich gewesen, eine schlagkräftige Einheit aufzustellen. Die hasserfüllten Banden Machnos rückten heran, und jetzt waren es nicht mehr nur die armen Bauern, die nur teilen wollten, sondern ein ziemlich straff organisiertes Heer, das Machno befehligte. Es war für ihn nicht schwierig, für seine Raubzüge Teilnehmer anzuwerben. Ehemalige Soldaten, abenteuerlustige Gesellen und immer noch viele arme Bauern aus den umliegenden Dörfern zogen gern mit ihm. Raub und Mord wurde schnell ihr Handwerk, und Machno selbst zeichnete sich dabei durch besondere Rücksichtslosigkeit aus.

Die wenigen Scharmützel, die der Schönfelder Selbstschutz liefern konnte, reizten den Zorn der Angreifer nur noch mehr, und bald brannten die Höfe, bald floss das Blut, bald waren die Frauen der Willkür der Unholde ausgesetzt. Wenn Väter oder Brüder sich schützend vor ihre Frauen stellen wollten, traf sie ein Hieb mit dem Säbel oder sie wurden niedergeschossen.

Als die Banden Schönfeld in Blut und Asche zurückließen, als die vielen Toten begraben waren, brachen alle mit dem Rest der Habe auf, um in der geschlossenen Mutterkolonie an der Molotschna Zuflucht zu suchen. Sie ahnten, dass die Zerstörung Schönfelds nur der Anfang eines Opfergangs war. Von einem Totentanz hatte Dietrich Neufeld später geschrieben, und er meinte damit das Morden in der Kolonie Chortitza. Das Buch hatte Jakob Töws später gelesen und hundertfach bestätigt gefunden, was wirklich geschehen war, nicht nur in Chortitza, sondern auch in den anderen Kolonien der Ukraine, ein wahrer Totentanz in jenen Jahren, ein Meer von Blut und Tränen, eine vorher nie geahnte Zerstörung all dessen, was in Arbeit und Fleiß aufgebaut worden war.

Bald war auch Jakob Töws wieder in Halbstadt in der Hoffnung, nun durch bessere Organisation besser helfen und schützen zu können. Wie konfliktreich die Lage in der Ukraine damals gewesen war, darüber gab sich Jakob Töws allerdings im gegenwärtigen Nachdenken auch Rechenschaft. Es gab damals keine klaren Fronten. Das ganze Land war ein brodelnder Hexenkessel gewesen. Von Norden her drängten die Bolschewiken heran, und sie waren gut bewaffnet. Von Süden her rückten die Weißen vor, einmal unter General Denikin, dann unter General Wrangel. Dazwischen wütete Machno mit seinem immer stärker werdenden Heer von Anarchisten. Für wen sollten die Mennoniten in ihren bedroh-



ten Dörfern Partei ergreifen? Parteinahme wurde sowohl von den Roten als auch von den Weißen immer dann gefordert, wenn sie ein Gebiet besetzt hatten. Bei Zuwiderhandlung folgten harte Strafen und Hinrichtungen. Oft lagen die Dörfer mitten zwischen den Fronten, und der Konflikt wurde beinahe unerträglich.

Doch dann war plötzlich alles klar, und Jakob Töws hatte damals keinen Konflikt verspürt. In der Molotschnakolonie hatte man sich eindeutig für den Selbstschutz entschieden, trotz der warnenden Stimmen. In Rückenau war sogar der Beschluss gefasst worden, alle wehrfähigen Männer zwischen dreißig und siebenunddreißig Jahren zu rekrutieren. Niemand durfte sich widersetzen. Die Selbstverwaltung der Mennonitenkolonien scheint mit ein Grund dafür gewesen zu sein, dass sie meinten, nun auch die Verteidigung übernehmen zu müssen. Wer sonst konnte dafür die Verantwortung übernehmen?

Man wusste, dass Machno mit starken Kräften heranrückte, und ein schrecklicher Ruf ging ihm voraus, Mord, Brand und Vergewaltigung. Die Angst in den Dörfern wuchs von Tag zu Tag. Da schlossen sich drei Wolosten zusammen, Halbstadt und Gnadenfeld, beide mennonitisch, und Prischib, die benachbarte Wolost der anderen Deutschen. Mennoniten, Lutheraner und Katholiken stellten sich unter ein Kommando. Die Bedrohung ließ alle Unterschiede vergessen. Selbst die Schüler der Kommerzschnule in Halbstadt schlossen sich freiwillig dem Selbstschutz an. Gemeinsam hoffte man, die herannahende Gefahr abwehren zu können.

Blumental, ein lutherisches Dorf, etwa dreißig Kilometer nördlich von Halbstadt, schien eine geeignete Schlüsselstellung zu sein. Hier baute der Selbstschutz eine regelrechte Abwehrfront gegen die Machnowzy auf, und es schien, dass er trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit und der besseren Bewaffnung der Gegner das Ziel, die Kolonien zu schützen, erreichen könnte. Drei Monate lang, bis März 1919, wehrte der Selbstschutz die Angreifer ab, schützte er die Dörfer an der Molotschna.

Doch dann trat ein neuer Konflikt auf. Wie sollte sich der Selbstschutz selbst definieren? Er war keine Armee, er vertrat keine Partei, er strebte kein politisches Ziel an. Nur der drohenden Gefahr wollte er sich entgegenstellen, nur die Schwachen und Bedrohten wollte er beschützen. Ein Grundsatz war, nicht gegen reguläre Truppen zu kämpfen. Nur die Banden Machnos sollten sein Gegner sein. Wie schwierig diese Haltung war, sollte sich bald herausstellen.

Der Selbstschutz erfuhr, dass eine Division der Roten Armee heranrückte.

Machno, der sich eigentlich mit den Roten ebenso wenig identifizierte wie mit den Weißen, nutzte die Gelegenheit, seine Position zu stärken und verband sich mit den Bolschewiken. Also stand der Selbstschutz nun regulären Truppen gegenüber. Einmal war das eine unüberwindliche Übermacht, zum andern widersprach es seinem gefassten Grundsatz, nicht gegen reguläre Truppen zu kämpfen. Die Selbstschützer zogen sich von Blumental zurück, und der Weg für Machno war damit offen.

Nun begann für die Dörfer an der Molotschna eine furchtbare Zeit. Die Angst legte sich wie ein schwarzer Schatten auf die ganze Kolonie. Viele brachen auf, um in die Krim zu flüchten, wo noch Ruhe und Ordnung herrschen sollten. Doch alle Wege waren gesperrt, und die Flüchtlinge mussten wieder umkehren. Zwar schränkte die Herrschaft der Roten Division, die die Kolonie besetzt hatte, die Willkür Machnos etwas ein, doch Raub, Mord und Vergewaltigungen waren an der Tagesordnung. Viele der Mennoniten suchten nun Zuflucht in den Gebetsstunden, die von einem Kirchenältesten einberufen wurden.

Die Kommandoführung der Roten war erzürnt. Erst hatten die Mennoniten mit den Deutschen sympathisiert, dann mit den Weißen, und schließlich hatten sie selber zu den Waffen gegriffen. Zudem galten sie alle als Kulaken, die dem neuen System des Kommunismus widersprachen. Also war jede Gewalttat gerechtfertigt, und auch die regulären Soldaten plünderten und mordeten, wie es ihnen beliebte. Am schlimmsten waren die Selbstschützer dran. Sie wurden erschossen, wo man sie fand, und oft musste ein Vater für seinen Sohn sterben, wenn man den nicht fand.

Schließlich gingen einige beherzte Männer zu Dowenko, dem Kommandanten der Roten Division, der in Gnadenfeld residierte. Sie versuchten, ihm den Charakter und die Funktion des Selbstschutzes zu erklären, und sie baten um Gnade für die nun wehrlosen Dörfer. Dowenko verhöhnte die Bittsteller: "Ihr verfluchten Überläufer", schrie er sie an. "Vierhundert Jahre habt ihr euch geweigert, Waffen zu nehmen. Doch jetzt, wo die Deutschen kamen, liebt ihr euch bewaffnen". Die Männer aber fuhren fort, um Schonung der Dörfer zu bitten. Sie wussten, wie schlimm es war und wie schlimm es noch werden konnte. Schließlich willigte Dowenko ein, die Siedlung zu schonen, doch er erlaubte den Soldaten, drei Tage lang zu plündern. Außerdem sollten alle gefangenen Selbstschützer hingerichtet werden. Alle Waffen sollte man abliefern. Doch trotz aller Versprechungen und wenn Machno auch Schranken gesetzt wurden, blieben Plünderung, Gewalttätigkeit und Vergewaltigung bestehen. Die Siedler, auch über

die Dörfer an der Molotschna hinaus, waren der Willkür ausgeliefert, und Machno marodierte in anderen Siedlungen weiter.

Anstatt sich in Halbstadt zu verstecken, flüchtete Jakob Töws zu den Weißen. Er wusste, was ihm und seinen Eltern drohte, wenn er entdeckt würde. Denikin war vor den Roten nach Süden zurückgewichen. Als Jakob Töws sich durchgeschlagen hatte, stellte er fest, dass viele der jungen Mennoniten es ihm gleich getan hatten. Ja, es gab sogar eine Einheit der Selbstschützer, die von weißen Offizieren befehligt wurde. Sie war bereits so bekannt geworden, dass die Gegner sie "Jesuskolonie" nannten. Diese Verbindung mit den Weißen machte vielen Mennoniten große Sorge, und die Roten hielten mit Vorwürfen nicht zurück. Auch Machno rechtfertigte seine schrecklichen Übergriffe mit dieser Parteinahme.

Einmal schon, im Oktober 1918, hatte der Selbstschutz zusammen mit den Weißen zugeschlagen, als bekannt wurde, dass Machno sich der Molotschnakolonie von Osten her näherte und im russischen Dorf Tschernigowka Stellung bezogen hatte. Einheiten des Selbstschutzes aus Gnadenfeld und Waldheim vereinigten sich zum Angriff. Es gab ein regelrechtes Gefecht, bei dem sich die Weißen allerdings in sicherer Entfernung zurückhielten. Es gelang dem Selbstschutz zwar nicht, Machno zu fangen, wie es ihre Absicht war, doch die ganze Bande flüchtete, und die Spannung hatte sich damit noch gesteigert. Johann Martens und der deutsche Unteroffizier Henschel fielen im Kampf, und einige Selbstschützer wurden verwundet. Martens und Henschel wurden in Halbstadt beigesetzt. Die Angreifer sahen ihr Vorgehen als Sieg an, und der Selbstschutz sah sich in seinem Vorhaben trotz der vielen Warnungen bestärkt. Diese Abwehr Machnos brachte dem Selbstschutz viel Zuspruch ein. Die Kolonie war vor dem Einfall der Banden geschützt worden, und viele dankten Gott für die Bewahrung.

Doch dann, im Lauf des Jahres 1919, wurde es für die mennonitischen Dörfer immer schlimmer. Denikin war auf dem Rückzug, und Machnos Heer wurde immer stärker und brutaler. Wo die Roten die Vormacht gewannen, blieb der Druck auf die Dörfer meist bestehen, wie in der Kolonie Chortitza. Repressalien und Hinrichtungen waren an der Tagesordnung. Hinzu kam eine furchtbare Typhusepidemie, die die durchziehenden Heere und Banden einschleppten. Auch die Soldaten und die Machnowzy lagen krank in den Häusern der Mennoniten und starben wie die Fliegen. 1917 hatte Chortitza eine Einwohnerzahl von 18000. Mitte März 1920 zählte man 13 600.

Doch von all diesem Elend erfuhr Jakob Töws erst später, denn er hielt sich jetzt nach dem Rückzug Denikins auf der Krim auf. Auch bei der später so genannten Blumentaler Episode im November 1919 war er nicht dabei. Ein Kamerad aus Schönfeld, der später auch auf die Krim flüchtete, berichtete ihm über den Vorgang. "Es war eine furchtbare Katastrophe", sagte er. Der Selbstschutz an der Molotschna hatte sich trotz der harten Maßnahmen noch nicht aufgelöst, denn die Bedrohung durch Machno war im Lauf der Monate noch stärker geworden. Einige hatten ihre Waffen versteckt, und die Männer hielten Verbindung zueinander. Geheim wurde die Nachricht weitergegeben, dass Batjko Machno sich im Dorf Orloff im Westen der Kolonie festgesetzt habe. Der Selbstschutz fasste den Entschluss, wie in Tschernigowka den Versuch zu machen, ihn zu liquidieren und damit eine endgültige Lösung herbeizuführen. In der Dämmerung des 10. November erreichten einige Selbstschutzeinheiten auf Schleichwegen das Nachbardorf Blumenort. Von hier aus wollte man den Überfall auf Orloff machen. Die Blumenorter waren erschreckt und besorgt. "Leute, reitet nach Hause", baten sie, "ihr macht alles nur noch schlimmer."

Im Dorf hielt sich eine Abteilung der Machnowzy auf. Da ergab sich unerwartet ein Verhängnis. Eine Frau schrie in großer Not, und alle hörten es. "Jetzt nehmen sie Heinrich! Helft uns doch!" Ihr Mann oder Bruder sollte von den Machnowzy verhaftet werden. Die Selbstschützer hörten den Schrei. Sie stürmten den Hof und schossen, was ihre Gewehre hergaben. Nur zwei der berittenen Banditen entkamen. Alle sahen das nun aufziehende Unheil. Die Selbstschützer zogen sich unverrichteter Sache zurück, denn sie konnten ja gegen die drohende Übermacht nichts ausrichten. Doch alle wussten, was nun über die Dörfer hereinbrechen würde.

Am nächsten Morgen waren sie da mit ihren schwarzen Fahnen, und ein furchtbares Gemetzel begann. Alle, die sie trafen, ob Mann oder Frau, wurden niedergemacht. Eine Gruppe von Männern steckten sie in einen Keller, und dann warfen sie Handgranaten hinein. Erst nach Tagen konnten die vielen Toten in ein Massengrab gelegt werden.

Auch über das Schreckliche, was in Eichenfeld geschehen war, berichteten die Kameraden. Im Oktober 1919 hatte sich das furchtbare Gerücht von dem Massenmord in Eichenfeld in der Wolost Jasikowo in den Kolonien verbreitet. Machno war mit einem großen Heer auf dem Weg nach Jekatarinoslaw. Alle waren schwer bewaffnet. Am 23. Oktober zogen sie vor Abend durch das Dorf Eichenfeld, ein Straßendorf mit Bauernhöfen an beiden Seiten. Zur Nacht lagerten

sie im Dorf, drangen in die Häuser ein und forderten Unterkunft und Verpflegung. Die Frauen sollten die ganze Nacht Brot backen. Dann hörte man Schreie auf den Höfen, und ein unvorstellbares Morden begann. Die Männer wurden auf die Höfe getrieben. Sie mussten sich ausziehen, die Banditen verteilten die Kleider unter sich, und dann hieben sie mit ihren Säbeln auf sie ein. Frauen wurden vor den Augen der Familie vergewaltigt, und wenn sie sich zur Wehr setzten, erschossen. Wer konnte, flüchtete bei Nacht und Nebel in die Nachbardörfer. Am Morgen zog Machno mit seinem Heer aus Eichenfeld ab.

Am nächsten Tag wagten sich die Überlebenden, vor allem Frauen, begleitet von den Männern der Nachbardörfer, zurück ins Dorf, und ihnen bot sich ein schreckliches Bild. Auf allen Höfen lagen die nackten Toten, oft auf den Misthaufen geworfen, furchtbar verstümmelt. In Eichenfeld hatte der Sadismus Machnos und seiner Gefolgsleute einen grausigen Höhepunkt erreicht. Als die Bauern aus den Nachbardörfern mit ihren Wagen kamen und die Toten auf den Friedhof brachten, zählte man siebenundsiebzig Männer und sechs Frauen. Man legte die Leichen, wie man sie gefunden hatte, in die Massengräber. Keine Predigt wurde gehalten. Nur Weinen, Schreie und Gebete stiegen zum Himmel empor. Dann verließen die Eichenfelder ihr zerstörtes Dorf. Die Russen aus den Nachbardörfern kamen in den nächsten Tagen und nahmen mit, was die Machnowzy übrig gelassen hatten.

Auch von den schrecklichen Tagen in der Kolonie Sagradowka erfuhr Jakob Töws aus Berichten von geflüchteten Kameraden. Vom 29. November bis 1. Dezember 1919 wüteten die Banden Machnos in den Dörfern, und sie richteten ein furchtbares Blutbad an. Es war das schlimmste Morden in dieser Zeit der Heimsuchung. Weder Greise noch Kinder in der Wiege, weder kleine Mädchen noch alte Frauen wurden verschont. Die Höfe brannten, und viele Tote konnten nachher in den Trümmern nicht einmal gefunden werden. Am schlimmsten traf es das Dorf Münsterberg mit 92 Toten, in der ganzen Kolonie waren es 226. In den Listen, die später erstellt wurden, steht als Todesursache meist "zerhackt" oder "verbrannt". Zurück blieben Massengräber, wie in den vielen anderen Dörfern zu beiden Seiten des Dnjepr.

"Zerhackt", das war eine der häufigsten Methoden der Banden, nach denen sie ihre Opfer ermordeten, und oft war Machno selber dabei und ordnete die Morde an. Zerhackt wurden die Opfer mit den Kosakensäbeln, wie sie im Krieg verwendet worden waren, ein qualvoller Tod. Es war dieses blutigen Schlachten, das Jakob Töws selber gesehen hatte und das er aus so vielen Berichten kannte.

Frau Regier aus den Borsenkodörfern, jetzt seine Nachbarin in Winnipeg, hatte ihm erzählt, dass ihre beiden Jungen vor Abend, als die Banditen ins Dorf eingezogen waren, weinend nach Hause kamen. "Mama, sie wetzen alle ihre Säbel", berichteten sie. In der Nacht und am nächsten Tag ging es dann furchtbar zu im Dorf, wenn es auch nicht mit dem zu vergleichen war, was in Blumenort und Sagradowka geschehen war.

Im Frühling 1920 machten die Weißen unter dem Kommando von Peter Wrangel ihren letzten Vorstoß nach Norden. Jakob Töws und viele andere Selbstschützer waren dabei. In Sibirien stieß Koltshak gegen die Roten vor. Noch einmal sollte der Versuch gemacht werden, die alte Ordnung in Russland wieder herzustellen.

Doch Wrangel erreichte nur die Molotschnakolonie, und hier kam es zu heftigen Kämpfen mit der Roten Armee, die immer stärker geworden war. Für die Kolonie war das ein neues Unheil, denn die Kämpfe spielten sich oft mitten in der Siedlung ab. Manche Dörfer wechselten bis zu zwanzigmal den Besatzer, manche lagen tagelang unter dem Beschuss der Artillerie. Sowohl Weiße als auch Rote requirierten rücksichtslos, forderten Einquartierung und Verpflegung. Schließlich wurden die Weißen endgültig geschlagen, und sie zogen sich auf die Krim zurück. Die Roten folgten ihnen und eroberten auch die Krim.

Letzter Zufluchtsort der Weißen war Sewastopol. Im Hafen lag eine Flotte der Alliierten mit 126 Schiffen. Die Westmächte hatten versucht, die Weiße Armee zu unterstützen. Nun wurden die Schiffe zur Rettung für die Geschlagenen. Unter den Tausenden von Offizieren, Soldaten und vielen Verwundeten waren auch 50 000 Zivilisten. Auch die letzten Selbstschützer, etwa hundert Mann, fanden hier Zuflucht.

Jakob Töws hatte sich damals auf eines der Schiffe retten können. So kam er zunächst nach Konstantinopel und von dort nach Kanada. Seine Eltern gehörten zu dem ersten Schub der mennonitischen Auswanderer, die 1923 nach Kanada kamen.

Mit dem Sieg der Bolschewiken über die Weißen ging der Bürgerkrieg zu Ende. Auch Koltshak in Sibirien wurde geschlagen. Seine Truppen flohen über die Grenze nach China. Die mennonitischen Kolonien in der Ukraine, im Lauf von mehr als hundert Jahren mühevoll aufgebaut, waren im Blut erstickt, viele der gepflegten Höfe verbrannt, die Selbstverwaltung, von den Zaren im Kolonialgesetz verordnet, aufgelöst. Batjko Machno, zeitweilig von der Roten Armee un-

terstützt, hatte sein anarchistisches Werk vollbracht. Seine Vorstellung von sozialer Gerechtigkeit hatte er auf seine Weise blutig umgesetzt.

Doch auch für ihn wurde es nun immer enger. Der Oberbefehlshaber der Roten Armee erließ auf Anweisung von Moskau folgende Erklärung: "Da der Bürgerkrieg beendet ist, benötigt das Land keine bewaffneten Organisationen außer der Roten Armee". Machno passte nicht mehr in die Vorstellungen des neuen Systems, und er wusste, dass die neue Regierung nicht zimperlich mit denen umging, die sie als Gegner betrachtete. Er floh mit einigen Getreuen nach Guljaj-Pole. Doch auch hier konnte er nicht lange bleiben. Die Rote Armee schloss den Ort ein, und nur mit Mühe entkam er der Gefangenschaft. Mit einem kleinen Gefolge irrte er in der ukrainischen Steppe umher. Er verbarg sich in Wäldern, und es kam zu einigen Gefechten, wobei er verwundet wurde. Schließlich erreichte er im August 1921 die rumänische Grenze, überquerte den Dnjestr und kehrte Russland endgültig den Rücken. Er suchte Asyl in Rumänien, dann in Polen, doch überall war man misstrauisch, weil das Verhältnis dieser Staaten zur neuen Sowjetunion gespannt war. Er fand kein Asyl. Schließlich kam er nach Danzig. Hier musste er seiner Tuberkulose wegen vorübergehend in ein Krankenhaus in Quarantäne.

In diesem Danziger Krankenhaus kam es zu einer merkwürdigen Begegnung, die allerdings keine Folgen hatte. Die mennonitische Krankenschwester Frieda Franz pflegte einen Mann mit Namen Nestor Machno. Sie war überrascht. Den Namen kannte sie doch. Durchreisende Mennoniten aus Russland hatten ihn oft genannt und über die Gräueltaten gesprochen, die er in ihren Dörfern verübt hatte. Doch die beiden konnten sich nicht unterhalten, denn Schwester Frieda sprach kein Russisch und Machno kein Deutsch. Viel später hat Frieda Franz dem Historiker Viktor Peters darüber berichtet.

Machno kam dann nach Berlin und von dort nach Paris, wohin ihm seine Frau und seine Tochter folgten. Von den vielen Anarchisten, die in Paris Zuflucht gesucht hatten, wurde er freudig begrüßt und unterstützt, denn er war arm und krank und litt unter den schlecht verheilten Wunden. Mühsam schrieb er seine Lebenserinnerungen auf, Artikel über ihn erschienen in anarchistischen Zeitschriften, Lobeshymnen auf den Helden Machno. Und dann kam das Buch von Peter Arschinoff heraus, in dem Nestor Machno als Held des Anarchismus dargestellt wird.

Batjko Machno, wie ihn seine ehemaligen Gefolgsleute und Verehrer immer

noch nannten, starb am 25. Juli 1934, und Jakob Töws in Winnipeg und viele Andere waren erschüttert darüber, wie Geschichte gefälscht werden kann.

#### MACHNO

Ein Waffenklirren noch, dann fällt ins Schloss,  
 im Bauernhof die schwere Tür mit Krachen;  
 jetzt wiehern Rosse und mit rohem Lachen  
 stürmt in die Nacht der trunkne Räubertross.  
 Nun grauenvolle Stille, leise quillt  
 ein Blutstrom über dunkle Männerlocken,  
 daneben kniet entgeistert, toterschrocken  
 und leichenblass ein Frauenbild.  
 Und plötzlich brennt es lichterloh,  
 die Flammen züngeln schon durch Dach und Sparren  
 und Handharmonikas und fernes Fahren  
 verklingt mit wilden Flüchen roh . . .

Fritz Senn

#### **Nachtrag:**

Eine Gruppe von Touristen aus Paraguay fuhr im Mai 2004 zur Zweihundertjahrfeier der zweiten großen Einwanderung von Mennoniten aus Preußen nach der Ukraine, unter ihnen auch der Verfasser dieses Berichtes. Auf der Gedenkfeier in Halbstadt hatte er einen Vortrag über die Auswanderung und Flucht der Mennoniten aus der Sowjetunion zu halten. Tatjana, die Touristenführerin, übersetzte den Vortrag ins Russische. Während der Feier sollte Johannes Dyck, ein Umsiedler aus Deutschland, den Vortrag ins Russische übersetzen.

Dyck las vorher beide Fassungen, die deutsche und die russische. Dabei stellte er fest, dass Tatjana die Passage über Nestor Machno, der mit eine Ursache für die Auswanderung war, weggelassen hatte. Der Verfasser einigte sich mit Dyck, die Erwähnung Machnos trotzdem vorzutragen. Teilnehmer der Touristengruppe, die unter den vielen Gästen standen, sahen, dass der Bürgermeister von Molotschansk, wie Halbstadt jetzt heißt, den Kopf schüttelte, als Machno erwähnt wurde. Sie erfuhren später, dass Machno in der Ukraine heute als Nationalheld verehrt wird.



**Literatur zum Thema:**

- Arschinoff, Peter: Geschichte der Machno-Bewegung 1918 – 1921, Berlin, 1923
- Die Mennoniten-Gemeinden in Russland während der Kriegs- und Revolutionsjahre 1914 bis 1920, Heilbronn a. Neckar, 1921
- Eltzbacher, Paul: Der Anarchismus, Berlin, 1902
- Klaassen, Peter: Bei uns im alten Russland, Winnipeg, 1959
- Lohrenz, G.: Sagradowka, Rosthern, 1947
- Neufeld, Dietrich: Tagebuch aus dem Reich des Totentanzes, Emden, 1921
- Neufeld, Dr. Dietrich: Mennonitentum in der Ukraine, Schicksalsgeschichte Sagradowkas, Emden, 1922
- Peters, Victor: Nestor Machno – Das Leben eines Anarchisten, Winnipeg, 1969
- Schröder, Heinrich: Die systematische Vernichtung der Russland-Deutschen, Langensalza, o. D.
- Schröder, Heinrich H.: Russlanddeutsche Friesen, Döllstädt – Langensalza, 1936
- Töws, Gerhard: Schönfeld, Werden- und Opfergang einer deutschen Siedlung in der Ukraine, Winnipeg, 1939
- Töws, Gerhard: Die Heimat in Trümmern, Steinbach, 1936

## Netas Flitterwochen

Beate Penner

Im Hause Falk herrscht reges Treiben. Neta ist so aufgeregt wie noch nie in ihrem jungen Leben. Sie feiert nämlich morgen ihre Hochzeit! Sie wird endlich ihr Leben mit ihrem geliebten Jakob teilen. So lange hat sie es sich schon gewünscht und jetzt ist es fast so weit. Im Laufe der Woche hat sie sehr viel Arbeit gehabt. Mit Hilfe der Dorfsjugend haben sie und Jakob Papierblumen gebastelt. Das ist nämlich so eine alte Tradition: Jeder Jugendliche bekommt am Hochzeitstag eine Papierblume angeheftet. Und beim Basteln hilft die ganze Jugend. Aber nicht nur beim Basteln. Heute, ein Tag vor der Hochzeit, ist das ganze Dorf am Werk: Die Frauen backen Zwieback, die Jungen holen Tische und Bänke zusammen und die Mädchen gehen von Haus zu Haus und borgen Geschirr und Besteck zusammen. So hat Neta schon oft beim Vorbereiten geholfen, und heute helfen sie ihr. Es ist einfach wunderbar! Sie kann den morgigen Tag kaum erwarten.

Doch trotz aller Freude und freudiger Erwartung bedrückt Neta etwas. Im Laufe der Woche hat sie versucht, nicht an die Sache zu denken. Aber je näher der Tag kommt, desto öfter denkt sie daran. Es ist nämlich so: Die Kolonieverwaltung hat vom MCC einen Brief erhalten, in dem es heißt, dass die Kolonie Friesland, die jetzt schon seit zehn Jahren existiert, Flüchtlinge aufnehmen soll. Es sind auch Mennoniten, die aus Russland geflohen sind und in Paraguay ansiedeln wollen. Sie sind in derselben Situation wie die Bewohner der Kolonie Friesland vor etwa 17 Jahren im Chaco. Da in der Gegend, wo die Flüchtlinge ansiedeln wollen, eine Revolution wütet, sollen die Flüchtlinge erst einmal für eine längere Zeit in der Kolonie Friesland wohnen. Die Kolonieverwaltung hat deshalb entschieden, dass jedes Heim mehrere Flüchtlinge aufnehmen soll. Tja, und ab morgen hat Neta ihr eigenes Heim! Wie gern wäre sie die erste Zeit mit ihrem Neuvermählten allein gewesen. Aber, es gibt kein Drumherum. Man ist in dieser schweren Zeit auf Hilfe anderer angewiesen.

Die Hochzeit verläuft wie geplant. Der Älteste Abram Harder hält eine Anspra-

che, der Chor singt und später gibt es einen leckeren Borschtsch mit salzigen und süßen Zwieback. Das ganze Dorf feiert.

Am Tag darauf, es ist der 9. März 1947, kommen die Flüchtlinge. Sie werden erst einmal alle in der Dorfschule einquartiert. Von hier aus werden sie dann den verschiedenen Heimen zugeteilt. Neta, gerade einmal zwei Tage verheiratet, erhält als "Gast" eine Mutter mit drei schulpflichtigen Kindern. Im ersten Moment ist sie wie gelähmt! Ihr ganzes Haus, soweit man es überhaupt so nennen kann, hat nur zwei Zimmer: Ihr Schlafzimmer und die Küche. Wo soll sie denn 4 Personen unterbringen?! Dazu kommt noch, dass die Wände des Hauses noch nicht verputzt sind. Das soll alles noch in dieser Woche passieren. Sie ist der Verzweiflung nahe. Aber, so denkt sie, was können schließlich diese armen Leute dafür? Wir werden schon irgendwie klar kommen.

So zimmert ihr Mann Jakob an diesem ersten Montagmorgen seines Ehelebens vier Bettgestelle. Diese werden in die kleine Küche hineingepfercht. Außerdem mauert Jakob noch einen kleinen Holzherd aus Lehmziegeln. Irgendwo muss ja gekocht werden.

Die erste Woche ist die schlimmste. Alle müssen sich erst einmal an die neue Situation gewöhnen. Die Familie, die seit langer Zeit auf der Flucht und der Suche nach einem neuen Zuhause war, fühlt sich so als Eindringling. Es ist ihnen peinlich, dass dieses junge Ehepaar so viele Probleme ihretwegen hat. Neta selbst fühlt sich auch unsicher. Und zu allem Überfluss beginnt es am Dienstag zu regnen und es hört erst am Freitag wieder auf. Das bedeutet, diese sechs Personen, die das Schicksal zusammen gebracht hat, haben redlich Gelegenheit, einander gut kennen zu lernen.

Neta ist darum bemüht, aus der ganzen Situation das Bestmögliche zu machen. Und obwohl sie auf viel verzichten muss in dieser Zeit, freundet sie sich mit Klara, so heißt die Frau, an. Sie kochen zusammen, arbeiten im Garten, nähen Kleider für die drei Jungs und sprechen viel miteinander. Neta kann Klara schon einiges über das Leben in Paraguay erzählen und ihr auch so manchen Tipp geben.

Fünf Monate bleibt Klara mit ihren Kindern bei Neta und Jakob. In dieser Zeit haben Neta und Jakob kaum eine Minute alleine verbracht. Obwohl Neta Klara und ihre Jungen schätzen gelernt hat, freut sie sich, als die Flüchtlinge Friesland verlassen und in der Nähe von Rosario die Kolonie Volendam gründen. Es war eine schöne Zeit, aber sie ist froh, jetzt ihr Haus alleine mit ihrem Ehemann zu

bewohnen.

Für Neta war es damals schwer. Aber sie hat gemerkt, dass dies noch nicht die schwierigste Situation in ihrem Leben war. So manches hat sie später noch gemeistert.

Wenn Neta heute ihren Enkeln von ihren "Flitterwochen" erzählt, staunen diese sehr. Sie hört dann Kommentare wie "Das hätte ich nicht getan" oder "Das hätte ich nie ausgehalten". Neta lächelt dann nur. Heutzutage ist es unvorstellbar, ja, es wäre einfach eine Zumutung. Aber damals war es überhaupt keine Frage. Jeder half jedem, denn irgendwann brauchte jeder die Hilfe der anderen.

Neta sieht diese Erfahrung als eine von den vielen im Leben, die sie zu einer selbstbewussten und verständnisvollen Frau heranreifen ließen.

## Die Zeiten ändern sich.

Beate Penner

So, noch ein paar Minuten, dann bin ich da, denkt Sabine. Sie ist total erschöpft vom langen Arbeitstag und freut sich, endlich ihre Kinder in den Arm nehmen zu können, Jan, den Sechsjährigen, und Betti, die Dreijährige. Morgens, als sie das Haus verließ, hatten beide noch geschlafen. Sie musste heute von der Arbeit aus nach Asunción fahren, so dass sie mittags nicht inzwischen nach Hause gehen konnte. Der Tag war erfolgreich für sie verlaufen. Was sie sich vorgenommen hatte, hatte sie auch geschafft. Es war schon fast finster gewesen, als sie sich auf den Heimweg begeben hatte. Jetzt ist sie von der Fernstraße 10 abgebo-gen und fährt auf der Zufahrtstraße zur Kolonie Friesland.

Auf dem Hof ihrer Mutter, die die Kinder nachmittags zu sich geholt hat, da Klaus, ihr Mann, auch einen wichtigen Termin hatte, angekommen, stellt sie den Motor ab und bereitet sich psychisch auf die Diskussion mit ihrer Mutter vor. Denn, wie sie ihre Mutter kennt, wird sie es nicht lassen können, sie auf ihre Mutterpflichten hinzuweisen.

“Mama, Mama!” Die Kinder kommen ihr entgegen gerannt und stürzen sich in ihre Arme. Für einen Moment ist Sabine die glücklichste Frau in der Umgebung. Wenn sie bei ihren Kindern ist, vergisst sie all ihre Sorgen und Probleme.

Gleichzeitig erzählen beide, was sie am Tag erlebt haben. Sabine hört mit halbem Ohr zu. Sie hält Ausschau nach ihrer Mutter. Diese ist seit einiger Zeit verwitwet, führt aber immer noch ihren eigenen Hof. Sie liebt und bewundert ihre Mutter, wenn sie auch in einigen Punkten nicht ihre Meinung teilt. Da kommt sie auch schon aus ihrem Gemüsegarten. Mit einer kurzen Umarmung begrüßt Sabine ihre Mutter. “Hallo Mama! Na, wie war dein Tag!” “Ach, eigentlich ganz gut. Die Kinder haben sich gut benommen, wenn du das meinst.” Zwischen den Zeilen hört Sabine leise die Beschuldigungen heraus, die ihre Mutter ihr ständig vermittelt. Ach, eigentlich sollte man lieber von Sorgen sprechen. Ihre Mutter liebt Sabine genauso wie Sabine ihre Mutter. Dessen ist sich Sabine ganz sicher.

Doch ihre Mama versteht einfach nicht, dass Sabine einer Arbeit außer Haus nachgeht. Für sie gehört eine Mutter in die Küche. Dass man außerhalb des Hauses arbeitet und die eigenen Kinder einem Kindermädchen überlässt, gehört sich einfach nicht für eine gute Mutter.

“Wie war dein Tag?“, fragte die Mutter Sabine. “Gut. Ich hab alles geschafft, was zu erledigen war.” Nach einer kurzen Pause, die Kinder sind dabei, ihre Sachen zu packen, fragt die Mutter: “Wie lange wirst du noch so weiter machen, Sabine? Denkst du denn auch an deine Kinder?” “Natürlich denke ich an meine Kinder, Mama! Ich liebe sie über alles. Aber ich fühle mich in meinem Beruf erfüllt. Ich bin viel ausgeglichener, wenn ich meinen Beruf ausüben kann. Müsste ich den ganzen Tag in der Küche stehen und kochen und backen, wäre ich wahrscheinlich so nervös, dass die Kinder von mir nicht mehr hätten als jetzt.” Verständnislos lächelt die Mutter sie an: “Ich versuch’ dich zu verstehen, aber ich kann es beim besten Willen nicht. Früher gab es keine Mutter, die einer anderen Arbeit nachging. Meinst du, sie waren alle unglücklich?” “Ich glaube nicht, Mama. Aber so viel ich weiß, hatten sie früher auch einfach nicht die Möglichkeit dazu. Und heute gibt es sie.”

Die Kinder kommen mit ihren Sachen und sind mit einigen Sprüngen im Auto. Sie wollen nach Hause, wollen ihren Papa begrüßen. Sabine ist schon dabei, sich bei ihrer Mutter zu bedanken, als diese noch einmal auf das Thema zurück kommt. Während sie spricht, sieht Sabine, dass sie Tränen in den Augen hat: “Versteh mich bitte nicht falsch, Sabine! Ich habe deine Kinder gern bei mir. Ich liebe sie, sie sind doch schließlich meine Enkel! Aber ich mache mir Sorgen um dich und deine Familie. Ich möchte doch ganz einfach, dass ihr alle zusammen glücklich seid.” Darauf weiß Sabine nichts anderes zu sagen als: “Es wird schon werden, Mama!”

Nachdenklich begibt Sabine sich auf den Weg nach Hause. So sachlich hat ihre Mutter bisher noch keinmal gesprochen. Während sie auf die Straße biegt, sieht sie im Rückspiegel, wie ihre beiden Kinder ihr zulächeln. Sie freuen sich, dass Mama wieder da ist! Sabine lächelt zurück. Ist ihr Verhalten wirklich falsch? Sollte sie etwa doch lieber zu Hause bei ihren Kindern bleiben? Doch in diesem einen Jahr, in dem sie jetzt voll auf Arbeit geht, hat sie innerlich gespürt, dass sie auf ihrer Arbeitsstelle ein Werkzeug für Gott sein kann. Ihr Prinzip ist in der Kindererziehung stets gewesen, Qualität ist nicht gleich Quantität. Sollte sie mit ihrer Überzeugung wirklich so falsch liegen? Sollte es, wie die älteren Frauen behaupten, unmöglich sein, Beruf und Familie zu vereinen? Wozu hat Gott ihr

die vielen Gaben gegeben, wenn sie sie nicht einsetzen kann?

Sabine ist sich nicht ganz sicher, was wirklich das Richtige ist. Bevor sie die Arbeit angenommen hat, hat sie immer wieder das Für und Wider abgewogen. Sie hat gebetet, dass Gott ihr den richtigen Weg zeigen sollte. In der Zuversicht, dass Gott diese ganze Angelegenheit in seiner Hand hat, fasst sie einen Entschluss. Die Frauen in den Ansiedlungsjahren mussten hart arbeiten und haben damals einen Weg gefunden. Es ist ja für sie auch nicht einfach gewesen: Aus dem Nichts eine Existenz aufzubauen, die Familie am Leben zu erhalten und die Kinder zu erziehen. Sie haben Höchstleistungen vollbracht. Doch die Zeiten ändern sich. Und Sabine ist sich sicher, dass auch sie einen Weg finden wird, auch wenn der anders aussehen kann als früher. Gott wird ihr dabei helfen!

## Wo ist Papa?

Beate Penner

“Mama, Mama!” schallt die Stimme der Zweijährigen. Als sie endlich die Aufmerksamkeit der Mutter hat, fragt sie, und ihre Augen haben dabei einen traurigen Blick: “Papa?” „Tja, meine Tochter“, denkt Lena im Stillen. „Wenn ich wüsste, wann dein lieber Papa endlich nach Hause kommt, würde ich es dir sofort sagen.“ Sie nimmt ihre kleine Tochter in den Arm und lässt ihren Gedanken freien Lauf.

Wie lange ist eigentlich schon her, seit sie Johann, ihren Ehemann, zum letzten Mal gesehen hat? Es dürfte schon die dritte Woche sein. Manchmal ist sie fast am Ende mit ihrer Kraft. Sie muss Haus und Hof versorgen und auch die Kinder erziehen. Johann ist Amtsschreiber in der Kolonie Friesland. Seine Arbeit nimmt ihn ganz in Anspruch. Die Kolonie ist neu gegründet worden und so vieles ist zu tun. Aber auch schon vorher, in Fernheim, war Johann wenig zu Hause. Als das Land in Ostparaguay besichtigt wurde, war Johann einer der Landsucher. Das hatte natürlich bedeutet, lange von der Familie weg zu sein. Und Lena blieb zu Hause mit ihren acht Kindern, die nicht nur versorgt werden wollten, sondern die viel Liebe und natürlich auch Strenge brauchten. Lena versucht, Johann so gut wie möglich zu unterstützen. Sie ist froh, dass sie in Russland als Tochter eines reichen Gutsbesitzers viel vom Verwalten einer Wirtschaft gelernt hat. Schon oft hat sie im Stillen ihren Vater, der in Russland geblieben ist, für seine gute Erziehung gedankt. Dadurch hat sie gelernt zu arbeiten. Sie schafft immer alles, so zumindest hat es für Johann und für die übrigen Dorfbewohner den Anschein. Doch manchmal muss sie hart mit sich kämpfen, dass sie Johann nicht große Vorwürfe macht. Wie gern hätte sie ihn oft in einer schwierigen Situation an ihrer Seite gehabt. Schon oft ist sie fast so weit gewesen, alles hinzuschmeißen. Waschen, kochen, backen, nähen, Socken stopfen, melken, das Vieh besorgen, Mandioka und etwas Gemüse für die Familie anpflanzen, Zäune reparieren, Entscheidungen treffen und so weiter und so fort. Und das alles dreht sich wie im Kreislauf. Eines löst das andere ab. Aber sie darf nicht die Nerven verlieren.



Sie muss ja schließlich stark bleiben! Und was, wenn nicht? Johann ist selten da. Was wird aus ihren Kindern, die sie doch so sehr liebt? Sie darf einfach nicht aufgeben. Aber manchmal wäre ihr ganz einfach danach.

Wenn sie schon nur an die ersten Monate in ihrer neuen Heimat Friesland denkt, läuft ihr ein Schaudern über ihren Rücken. Dass sie diese Zeit überstanden hat, dafür kann sie Gott nur danken. Gern denkt sie an diese Zeit nicht zurück. Aber immer wieder tauchen die Erinnerungen in ihr auf. Von Johann hatte sie im Hafen von Casado Abschied genommen. Er hatte sich für den ganzen Viehtransport verantwortlich gemacht. Und sie? Tja, alleine mit acht Kindern, das jüngste von ihnen gerade mal einige Monate alt, hatte ihm vom Schiff aus zum Abschied zugewinkt. Die Fahrt hatte sie einigermaßen überstanden. Da waren ja viele "Leidensgenossen" in Gemeinschaft. Aber von da an wurde es immer schwieriger für sie. Von Rosario wurden sie nach Friesland geholt, denn sie gehörten der zweiten Gruppe an, die vom Chaco nach Friesland übersiedelte. In Friesland hatte man sie auf ihrer ihnen zugeteilten Hofstelle abgesetzt. Geheult hätte sie am liebsten, so verzweifelt war sie. Warum war ihr Mann nicht an ihrer Seite? Jetzt, da sie ihn am nötigsten brauchte?!

Aber heulen hätte sie hier nicht weitergebracht. Hier musste etwas getan werden. Irgendwo mussten sie und ihre Kinder ja die erste Nacht verbringen. Also Hand ans Werk! Sie fanden einen Querbalken und setzten ihn in die Erde. Daran lehnten sie die Blechtafeln, die sie sich aus dem Chaco mitgebracht hatten. Dies war ihre erste Unterkunft in Friesland gewesen. Wäre auch nur ein kleiner Wind aufgekommen, wäre ihre ganze Bude weggeweht worden. Aber der himmlische Vater hatte seinen schützenden Arm über sie ausgestreckt.

Für die Gemeinschaft ist Johann ein großer Segen. Und seine Kinder verehren ihren Papa, auch wenn sie manchmal unter seiner Abwesenheit sehr leiden.

Es gibt Zeiten, da verfällt Lena dem "Was wäre, wenn...-Denken". Sie stellt sich dann vor, dass gewisse Sachen einfach anders sein könnten. Doch schnell versucht sie davon wegzukommen. Sie will nicht unzufrieden sein. Sie haben satt zu essen, Kleider am Leibe und ihre Kinder können zur Schule gehen. Was will sie mehr?

"Mama, Mama!" Die fast etwas zu lauten Rufe ihres Ältesten holen sie von ihrer Gedankenreise zurück. "Komm schnell, unsere Milchkuh hat Schwierigkeiten mit dem Kalben. Ich weiß nicht, was ich tun soll!" Lena erhebt sich, übergibt ihre zweijährige Tochter, die immer noch bei ihr auf dem Schoß sitzt, ihrer 12-

Jährigen und macht sich auf den Weg zum Stall. Hier schießt ihr der Gedanke durch den Kopf, dass Gott von ihr nicht mehr verlangen wird, als sie selbst tragen kann. Dieser Gedanke stärkt sie und sie nimmt das neueste Problem in Angriff!

## Nur noch einmal das Grab meiner Mutter sehen

Uwe S. Friesen<sup>1</sup>

Gedankenverloren saß Maria auf der harten Bank hinten auf dem kleinen Laster und ließ ihren Gedanken freien Lauf. Wie oft sie angehalten hatten, um durch ein Tor zu fahren, wie viele Male der LKW sacht schaukelnd über eine der vielen Brücken gefahren war, wusste sie nicht. Sie sah nur immer wieder in Gedanken das eine Bild vor sich. Das Bild einer Mutter – ihrer Mutter – wie sie dieses seit etwas mehr als 60 Jahren in ihrer Erinnerung bewahrt hatte.

18 Jahre alt war sie, als sie von Kanada aufbrachen, um nach Paraguay zu ziehen, in ein Land, das einige Monate zuvor in ihrem Wortschatz erstmals aufgetaucht war. Die Eltern von Maria waren sehr arm, die Familie groß, so wie bei manchen anderen Paraguayauswanderern, und die großen Kinder hatten in Kanada bei anderen Leuten gearbeitet, um etwas für den Lebensunterhalt der Familie hinzu zu verdienen. So auch Maria. Sie war weit weg von zuhause, als sie die Nachricht erhielt, dass sie als Familie nach Paraguay ziehen wollten. Obwohl die Zeit, die Maria als Dienstmädchen bei einer englischen Familie arbeiten sollte, noch nicht abgelaufen war, sollte sie nach Hause kommen. Ihre Arbeitgeber konnten Marias Eltern nicht verstehen, warum sie, die konservativen “Deutschen”, plötzlich weg wollten. Sie wollten Maria gerne länger dabehalten, und sie selbst hatte auch keine Lust, in ein fremdes Land zu ziehen.

Durch einen Ruck, verursacht durch das scharfe Bremsen des Fahrzeugs, wachte Maria von ihrer Kanada-Träumerei auf. Aber als erst alles zurechtgerückt und nachdem ein weiteres tiefes Loch im Weg überwunden war, überfielen sie schnell wieder die Erinnerungen.

Im Oktober 1927 waren sie als Familie nach Paraguay gereist, und in Gedanken schaukelte sie über das große Meer mit den unendlichen Wellen. Plötzlich wurde sie aus ihrer melancholischen Stimmung aufgeschreckt. Da, vor ihr sah sie im

---

<sup>1</sup> Uwe Friesen ist Lehrer und Leiter des Geschichtskomitees der Kolonie Menno.

Geist den Hafen Casado, das Ziel der Reise. Und sehr bald tauchten auch die ersten bekannten Gesichter auf. So vieles gab es zu erzählen. Sie erzählte ihrer Freundin, die schon einige Monate zuvor hier angekommen war, was sie auf der Reise erlebt hatten. Aber als die Freundin erst zu erzählen anfang, wie schwer es hier in dem neuen Land war, fand sie das nicht sehr ermutigend. Aus dieser Familie war jemand erkrankt, bei jenem Zelt, an dem sie vorbeigingen, trauerte man um eine verlorene geliebte Person. Der Todesengel war schon häufig unterwegs gewesen, und überall bemerkte Maria, dass eine gewisse Angst herrschte. Wann hält er bei uns Einkehr, so fragte sich manch ein Einwanderer verzagt.

Auch sie war bald in den Tagen darauf mit zum katholischen Friedhof gegangen, um einer weiteren Leiche das letzte Geleit zu geben. Man war ja in der Gemeinde immer darauf bedacht gewesen, als Mennonit unter Mennoniten begraben zu werden. Aber hier hinter diesem schmalen Tor, das der Leichenzug durchquert hatte, da waren ja alle gleich gewesen. Auch die Katholiken beweinten ihre Toten, nicht anders als sie.

Maria konnte nicht anders, als daran denken, was sein würde, wenn der Tod plötzlich in ihrer Familie Einkehr halten sollte. Sie bekam Gänsehaut bei dem Gedanken. Und als sie von der Begräbnisfeier auf dem Heimweg waren, hatte sie plötzlich zu ihrer Freundin, die sie in der Trauer um ihre Mutter begleitete, gesagt, eigentlich ohne es zu wollen: "Wenn meine Mutter auf einmal da im Grab liegen sollte - nein, ich weiß nicht, ich würde bestimmt weinen, bis auch ich sterben würde."

Maria arbeitete in den nächsten Tagen und Wochen noch mehr und härter, als sie es von Kanada her gewohnt war. Sie wollte das Leid um sich nicht wahr haben, sie suchte Ablenkung in der Beschäftigung. Und sie achtete ganz besonders auf die Mutter, die immer schwer zu arbeiten gehabt hatte in Kanada, um die große Familie zu versorgen.

Plötzlich hielt der Lastwagen. Es wurde eine Rast eingelegt, um sich von den Strapazen der Reise ein wenig zu erholen. Noch etwa zwei Stunden sollte die Fahrt weitergehen, sagte der Fahrer. "Ist es sehr anstrengend, Maria?", fragte er. "Wir sind bald da." Maria war froh, dass ein anderer Fahrgast mit Fragen auf den Fahrer zuing, denn sie war nicht müde von der Reise, sondern ihre Gedanken an die Zeit in Puerto Casado – in Porto – wie das Städtchen allgemein von den kanadischen Einwanderern genannt wurde, die hatten sie arg mitgenommen

in den letzten paar Stunden der Reise. Niemand sollte jetzt erfahren, welche Gedanken in ihr kreisten und ihr so zusetzten.

Als die Reise weiterging, verfiel Maria wieder ins Grübeln über die Vergangenheit. Ihre Gedanken kreisten um ihr Zelt und das Lagerleben am Paraguayfluss, das sich so schwer dahinschleppte. Ja, die Mutter. Eines Morgens hörte sie, wie Mama zu Papa sagte, dass sie sich nicht wohl fühle. Bloß das nicht, dachte Maria gleich. Aber die Mutter wurde immer schwächer. Das Leid wurde immer qualvoller. Die letzten Tage konnte sie schon nicht von ihrem Lager aufstehen. Sie, die sich so gefreut hatte, bald auf dem eigenen Land zu sein und zu arbeiten! Unermüdlich hatten Maria und ihre Schwester die Mutter gepflegt. Sie hatten gebetet und gerungen, dass der liebe Gott sie doch am Leben erhalten solle. Aber es kam anders. Wie gerne wären sie auch gestorben, aber es half nichts. Mutter musste zu Grabe getragen werden.

Wieder schlossen sich dem Leichenzug viele Freunde an, die ähnliches Leid erfahren hatten oder einfach nur aus Mitleid mitzogen. Zum Glück hatten die Casados schon Eisenbahnschienen bis zum Friedhof verlegt, so dass die Verstorbene auf einem kleinen Waggon dorthin befördert werden konnte. Der Vater schleppte sich hinterher, die Kinder mit ihm, und alle weinten untröstlich. Die liebe Mutter, die der Motor in der Familie war, kam nicht mehr, nie mehr. Der Herr hatte einen anderen Weg für sie vorgesehen, als sie es wollten, so sagte der Prediger am Grab, und das sei gut so, meinte er.

Maria verstand überhaupt nicht, was da gut sein sollte. Sie war ja nun diejenige, die für die Familie zu sorgen hatte, das wusste sie. Sie sollte nun Essen vorbereiten, wo doch so wenig vorhanden war; sie sollte alles Mögliche zusammenflicken, damit die vielen Geschwister etwas anzuziehen hatten; sie sollte den kleinen Zweijährigen trösten. Doch wie?

All diese Gedanken verfolgten sie, bis sie am Grab waren. Die letzten Geleit- und Trostworte des Predigers flogen über sie hinweg. Was war schon der Trost wert, wenn er doch nicht bewirkte, was man erhoffte. Er konnte ja Mama nicht zurückbringen. Mama, ja die hatte noch vor dem Tod zu ihr gesagt: "Maria, nimm dich der andern Kinder an." Auch das noch. Sie hätte am liebsten mit Gott gehadert, weil er ihr die Mutter genommen hatte. Wären sie doch in Kanada geblieben, würde all dieses Leid nicht über sie gekommen sein...

"Wir kommen in Casado an", hörte Maria wie im Traum jemandem neben ihr sagen. Sie sah nur eines: Das offene Grab, in das gerade die liebe Mutter herab-

gelassen wurde. Der LKW fuhr durch das vernachlässigte Städtchen hindurch. Die Reisegruppe hatte bestimmt, sofort zum Friedhof zu fahren. Als der Wagen hielt, waren es nur ein paar Schritte bis zum schmalen Tor beim Friedhof, da, wo die Mutter hindurchgetragen worden war, und Maria schien es, als ob ihre Begleiter dieselben waren, die vor 50 Jahren den Trauerzug bildeten, den Trauerzug für ihre Mutter. Maria ging geradewegs auf das Grab ihrer Mutter zu, sie hatte es noch so klar im Gedächtnis, wo sie begraben lag. Am alten, zerfallenen Grabstein mit der kaum leserlichen Inschrift fiel sie auf die Knie und weinte bitterlich...

# **Buchbesprechungen**





*Lexikon der Mennoniten in Paraguay.* Herausgegeben vom Verein für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay (Asunción 2009). 473 Seiten

Für das Studium der Mennonitengeschichte sind Nachschlagewerke unentbehrlich. Das vierbändige *Mennonitische Lexikon* (1913-1967) und die fünfbandige *The Mennonite Encyclopedia* (1955-59, 1990) sind allgemein bekannt und werden weltweit von Wissenschaftlern und Interessenten für Mennonitengeschichte herangezogen. Diese zwei Nachschlagewerke enthalten auch zahlreiche Aufsätze über die Geschichte der Mennoniten in Paraguay. Doch nun haben wir auch das einbändige *Lexikon der Mennoniten in Paraguay*, das in diesem Jahr, rechtzeitig zur Mennonitischen Weltkonferenz, erschienen ist.

Wie das Vorwort des Lexikons berichtet, wurde dieses Nachschlagewerk von zahlreichen Universitäts- und Seminarstudenten angeregt. Bereits 1996 wurde erwogen, "ein Buch herauszugeben, das in komprimierter Form Auskunft über Geschichte, Lehre und Tätigkeit der Mennoniten in Paraguay in Form von Stichwörtern geben könnte." Auch dachte man daran, dass es notwendig sei, ein Lexikon in "deutscher als auch in spanischer Sprache parallel herauszugeben." Da man aber zur Zeit der Weltkonferenz im Jahr 2009 das Lexikon veröffentlichen wollte, musste der spanische Teil auf die Zukunft verschoben werden.

Für das Lexikon wurde vom Verein für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay eine Arbeitsgruppe gebildet, die aus folgenden Personen bestand: Gerhard Ratzlaff (Asunción), Leiter; Gundolf Niebuhr (Fernheim), Sekretär; Uwe Friesen (Menno); Hans Theodor Regier (Friesland); Jakob Warkentin (Neuland); Beate Penner (Friesland) und Lily August (Fernheim). Lily August und Michael Rudolph (Asunción) haben kompetent und gewissenhaft die Schlusskorrektur ausgeführt.

Die etwa 618 Artikel des Lexikons wurden von 105 Autoren, die alle am Ende des Bandes genannt werden, verfasst. Der Leiter der Arbeitsgruppe, Gerhard Ratzlaff, hat wohl den Löwenanteil der Arbeit mit etwa 113 Aufsätzen gehabt (einige seiner Artikel wurden zusammen mit anderen Autoren geschrieben). Diese Riesenarbeit der Autoren und Mitarbeiter wurde unentgeltlich verrichtet. Nur die Reise- und Tagungskosten mussten natürlich bezahlt werden, und eine

größere Geldsumme für die Drucklegung des Bandes wurde vom Oberschulzenrat und dem Gemeindegemeindekomitee zur Verfügung gestellt. "Gemeinnutz vor Eigennutz", das langjährige Motto der paraguayischen Mennoniten, hat auch hier seine Anwendung gefunden!

Die Bereiche, die im Lexikon besonders stark vertreten sind, sind die Geschichte und Theologie der Mennoniten von den Anfängen bis zur Gegenwart, das Landschafts- und Schulwesen in den Kolonien und die erfolgreiche Missionstätigkeit unter den Einheimischen und Paraguayern. Auf all diesen Gebieten haben die Mennoniten in Paraguay Großes geleistet und ihre Kultur zum Blühen gebracht. Von den schweren und armen Anfängen vor etwa achtzig Jahren haben die deutschstämmigen Mennoniten in den Kolonien und in Asunción Gemeinschaften entwickelt, die sich durch materiellen und geistigen Wohlstand auszeichnen.

Die Frage ist, was hat das neue Lexikon zu bieten, was nicht in den anderen mennonitischen Nachschlagewerken zu finden ist. Einmal ist das Lexikon auf die paraguayisch-mennonitische Situation hin gerichtet. Der paraguayische Mennonit erkennt gleich, dass es hier um *seine* Welt geht. Gleich der dritte Artikel, "Ackerbau im Chaco" (9), gibt einen eingehenden Bericht über die Landwirtschaft im Chaco. Oder bedeutende Personen in der Mennonitengeschichte werden spezifisch vom paraguayischen Standpunkt aus gesehen und beurteilt. So heißt es zum Beispiel über den wohl bekannten, doch unstrittenen Benjamin H. Unruh, der im Dienste für seine Brüder viel getan hat, eindeutig und klar: "Seine Sympathie für die nationalsozialistische Bewegung in Deutschland fand bei den holländischen und nordamerikanischen Mennoniten kein Verständnis, während die meisten Mennoniten in Deutschland und in Fernheim seine Auffassung teilten" (428).

Einige Aufsätze, die nur in diesem Lexikon vorkommen, sind die folgenden: "Landwirtschaftliche Versuchsstationen" (wohl den englischen "experimental stations" ähnlich) (259, 430-32); "Migritsch" (301), ein Brauch unter Jugendlichen, der bei paraguayischen Mennoniten in der Vergangenheit üblich war; "Elfter März" (120), ein Ereignis, das von der "völkischen Zeit" in Fernheim handelt; "Gesetz Nr. 514" (180), das von den mennonitischen Privilegien in Paraguay spricht; und Begriffe, unter vielen andern, wie "Schweineschlachten" (380), "Sonntagseier" (393), "Wandschoner" (442), und "Weiße Indianer" (445) findet man wohl nur in diesem Lexikon.

In einem Lexikon kann natürlich nicht alles Platz halber aufgenommen werden, das einem und dem anderen Leser von Wichtigkeit erscheint. Doch was ich als Literaturliebhaber vermisse, ist ein Artikel über "Literatur." Ein Schriftsteller wie Peter P. Klassen und einige seiner Erzählungen werden genannt (242), doch gibt es ja auch schon jüngere Dichter und Erzähler, die angefangen haben, Literatur zu schreiben. Auch einen für mich bedeutenden Namen vermisse ich: Hans Legiehn, der Bruder von Julius Legiehn (261). Gerne hätte ich etwas über ihn als Lehrer in Paraguay erfahren (als junger Flüchtling nach dem Krieg in Deutschland kam ich unter Hans Legiehns Predigten zum Glauben).

Für den seriösen Studenten wird die eingehende Bibliografie am Ende des Buches, zehn Seiten lang (456-65), von großer Hilfe sein. Auch die acht Seiten lange Liste (466-73) der chronologischen Daten zur Geschichte der Mennoniten in Paraguay und die wertvollen geografischen Karten zeigen dem Studenten auf einen Blick die Wanderwege, auf denen die Mennoniten nach Paraguay kamen.

Die Mennoniten in Paraguay dürfen auf dieses ihr eigenes Lexikon recht stolz sein. Der attraktive Einband des Lexikons wird dem geneigten Leser gleich in die Augen fallen. Sobald er das Buch aufschlägt und die saubere und gut lesbare Schrift zu sehen bekommt, wird er hoffentlich den Band käuflich erwerben wollen. Und nicht nur Studenten werden Gebrauch von diesem Lexikon machen, sondern auch Familien und ihre Kinder werden hier viel interessantes Material für Lehre und Unterhaltung finden. In den Bücherschränken aller Schulen, Bibliotheken und Kirchen wird das Lexikon natürlich einen prominenten Platz finden.

Und nicht zu vergessen, dass wir den vielen Mitarbeitern und Autoren unseren herzlichen Dank aussprechen, denn sie haben ein großes Werk der Liebe für ihre Gemeinschaft geleistet.

Harry Loewen, Kelowna, Kanada

Heinrich B. Unruh: *Fügungen und Führungen. Benjamin Heinrich Unruh 1881-1959. Ein Leben im Geiste christlicher Humanität und im Dienste der Nächstenliebe.* Mit einem Nachwort von Peter Letkemann. Verein zur Erforschung und Pflege des Russlanddeutschen Mennonitentums, Detmold 2009, 509 S., 2 Karten und zahlreiche Fotos.

Eine umfangreiche Biographie über Benjamin H. Unruh, der für viele Mennoniten zum Retter in höchster Not wurde und der für andere Anstoß und Ärgernis war, weil er sich in seinem Bemühen um seine Brüder und Schwestern in der Sowjetunion zu sehr mit führenden Nationalsozialisten eingelassen hatte, war längst überfällig.

Heinrich B. Unruh, der Sohn dieses bekannten Forschers, Lehrers und Staatsmannes, der sein Leben in den Dienst seiner Glaubensgeschwister gestellt hatte, hat in den Jahren 1987 bis 2003 ein umfangreiches Manuskript erstellt, das er aber nicht mehr für die Veröffentlichung überarbeiten konnte. Umso verdienstvoller ist es daher, dass B. H. Unruhs Enkelin Renate Quiring das Manuskript für die Buchveröffentlichung vorbereitet hat. Und die Kinder von Heinrich B. Unruh, Babette Reder und Jan Unruh, haben diese wertvolle Arbeit schließlich veröffentlicht.

Das Buch ist in vier Zeitabschnitte unterteilt und behandelt im ersten Teil die Jahre 1881 – 1907, im zweiten Teil die Jahre 1907 – 1922, im dritten Teil die Jahre 1920 – 1933 und im vierten Teil die Jahre 1933 – 1945. Das Buch schließt mit einem umfangreichen Nachwort von Dr. Peter Letkemann, der auf Grund eigener Forschungen vor allem die Zeit des Dritten Reiches und die Zeit danach behandelt.

B. H. Unruh wurde am 17. September 1881 als neuntes Kind des Landwirts, Predigers und Ältesten der Krimer Mennonitengemeinde und seiner Ehefrau Elisabeth geb. Wall in Timir-Bulat geboren. Bereits im Alter von zwei Jahren verlor er seinen Vater. Trotzdem gelang es ihm mit Hilfe von Verwandten und Förderern, eine solide Bildung zu erwerben, die von der Elementarschule bis zum Universitätsstudium und der Promotion in Theologie in Basel reichte. Am 8. August 1907 heiratete er in Süddeutschland Frieda Hege, um dann mit ihr in die Ukraine zurückzukehren und dort an der Zentralschule in Halbstadt eine Lehrerstelle anzunehmen.

In Halbstadt unterrichtete B. H. Unruh an einem Mädchengymnasium und an der Kommerzschnule. Seine Fächer waren vor allem Deutsch und Religion. Er war ein fähiger, beliebter und humorvoller Lehrer, der sich auch vor der Regie von Theaterstücken nicht drückte. Hinzu kam, dass er Lehrbücher und Unterrichtsmaterialien zum Gebrauch in den Schulen verfasste.

Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges änderte sich das Arbeitsfeld von B. H. Unruh, denn nun wurde er Vertreter mennonitischer Interessen vor den politischen

Machthabern in Moskau, wobei seine staatsmännischen Fähigkeiten voll zum Tragen kamen. Als Mitglied der Studienkommission, die Möglichkeiten für die Auswanderung der Mennoniten nach Nordamerika suchte, ging er nach Europa und Nordamerika, durfte anschließend aber nicht mehr nach Russland zurückkehren. Er musste in Europa bleiben und seine Familie folgte ihm erst einige Jahre später nach Deutschland.

B. H. Unruhs besondere Verdienste liegen in der Flüchtlingsbetreuung. Als sich 1929 Tausende Mennoniten in Moskau aufhielten, um ihre Ausreise zu erwirken, hat er sich mit aller Kraft bei der deutschen Regierung und deren Behörden sowie bei der internationalen Mennonitenschaft für seine Glaubensgenossen in Russland eingesetzt, so dass einige Tausend Mennoniten ausreisen durften, die dann später in den paraguayischen Chaco bzw. nach Brasilien gingen. Nach dem Zweiten Weltkrieg begann er die vielen mennonitischen Flüchtlinge aus dem Osten in Listen zu erfassen und nach Möglichkeit zu sammeln, um sie für eine Auswanderung vorzubereiten. Doch diese Arbeit wurde ihm vom Mennonitischen Zentralkomitee aus den Händen genommen, da sie wegen seiner Kontakte zur nationalsozialistischen Regierung nicht bereit waren, offiziell mit ihm zusammen zu arbeiten. Das war für ihn sehr schmerzlich, zumal er sich sein ganzes Leben auch auf Bitten der nordamerikanischen und holländischen Mennoniten im Dienste für seine Brüder und Schwestern in der Sowjetunion sowie in Paraguay und Brasilien eingesetzt hatte. Er hatte aus diesem Grund auf eine akademische Karriere in Deutschland verzichtet und viele materielle Einbußen hinnehmen müssen.

Benjamin H. Unruh hat wohl nie direkten Kontakt zu Hitler gehabt, wohl aber zu Heinrich Himmler. In Hitler sah Unruh vor allem den entschiedenen politischen Gegner des sowjetischen Bolschewismus. Sein positives Verhältnis zu Hitler wurde sicherlich dadurch begünstigt, dass Hindenburg Hitler zum Reichskanzler ernannte. Im Sinne der Gleichschaltungspolitik des Dritten Reiches bemühte sich B. H. Unruh auch um die Vereinigung aller deutschen Mennoniten unter einem Dachverband, der jedoch nicht zustande kam.

Gründlich und detailliert beschreibt Peter Letkemann in einem langen Nachwort B. H. Unruhs Tätigkeit in den Jahren 1933 bis 1959. Das ist notwendig, denn Heinrich B. Unruh hatte durch seine emotionale Bindung an seinen Vater nicht genügend Abstand, um diese Zeit kritisch unter die Lupe zu nehmen. B. H. Unruh setzte sich bei der deutschen Regierung sowie bei Verbänden und Hilfsorganisationen besonders für die Hunger leidenden Mennoniten und Deutschen in

Russland ein, indem er dafür sorgte, dass ihnen Lebensmittelpakete geschickt wurden. Er setzte sich dafür ein, dass die Mennoniten in Charbin mit dem Schiff nach Südamerika reisen konnten und half den Mennoniten bei der Ansiedlung in Brasilien und in Paraguay. Die Betreuung des für zurückgestellte Flüchtlinge in Mölln eingerichteten Mennonitenheims sowie die Verwaltung der "Karlsruher Stelle" brachte B. H. Unruh an die Grenzen seiner Kräfte, zumal die finanzielle Unterstützung seiner Arbeit durch die nordamerikanischen und holländischen Mennoniten manches zu wünschen übrig ließ.

An Hand zahlreicher Dokumente entwirft Letkemann ein differenziertes Bild von B. H. Unruhs Verhältnis zu den Nationalsozialisten, das er in dem Satz zusammenfasst: "B. H. Unruhs Einstellung zu Hitler und dem Nationalsozialismus wurde durch drei Faktoren bestimmt: durch seinen juristischen Status als staatenloser "Nicht-Bürger" und Gast in Deutschland, seinen tiefen und aufrichtigen Glauben und seine offizielle Einsetzung als Vertreter der russischen Mennoniten." Unruh ist nie Mitglied der NSDAP gewesen, wohl aber Förderndes Mitglied (FM) der SS.

Trotz seiner vielen Tätigkeiten im Dienst an seinen notleidenden mennonitischen Glaubensgeschwistern ist B. H. Unruh auch in den Jahren 1933-1945 wissenschaftlich aktiv gewesen. Für seinen Einsatz für die Flüchtlinge wurde er vom Roten Kreuz 1932 mit dem Verdienstorden ausgezeichnet und die Theologische Fakultät der Universität Heidelberg verlieh ihm die Ehrendoktorwürde.

Letkemann behandelt auch Unruhs Lehrtätigkeit in Karlsruhe sowie seine Betreuungsarbeit der Flüchtlinge während des Krieges und in der Nachkriegszeit. Nachdem B. H. Unruh nach dem Tode seiner Frau Frieda 1948 Paula Hotel geheiratet hatte, blieb er auf verschiedenen Ebenen aktiv, doch seine ehemaligen Mitstreiter aus der Weltweiten Bruderschaft zogen sich immer mehr von ihm zurück, was er kaum verstehen konnte.

Die Enkel von B. H. Unruh haben in Zusammenarbeit mit Peter Letkemann ein lesenswertes Buch vorgelegt. Heinrich B. Unruh hat es zum größten Teil geschrieben, aber die Bearbeiter haben das oft weitschweifige Manuskript gestrafft und gekürzt und damit lesbarer gemacht. Ihnen und dem Autor gilt unser Dank, dass man sich endlich von dem geachteten, aber auch umstrittenen berühmten Mennoniten ein zutreffenderes Bild machen kann. Trotz mancher Fehleinschätzungen bezüglich der Nationalsozialisten und seiner Nähe zu manchen seiner Führungspersonen ist B. H. Unruh doch als ein Mensch zu würdigen, der sein

Leben der mennonitischen Bruderschaft in aller Welt gewidmet hat, ganz besonders auch in den Zeiten großer Not in Russland. Peter Letkemann ist dabei, eine ausführliche Biographie über B. H. Unruh auf Englisch zu verfassen. Auf das Ergebnis dürfen wir uns schon jetzt freuen.

Jakob Warkentin

Peter P. Klassen: *Elisabeth: Aus dem Tagebuch eines mennonitischen Mädchens im Gran Chaco*. Herausgegeben vom Verein für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay, Asunción 2009.

Wer auf der 15. Mennonitischen Weltkonferenz in Asunción den Büchertisch des Vereins für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay gesehen hat, wird erstaunt gewesen sein, wie viel Literatur mittlerweile von und über die Mennoniten in Paraguay erschienen ist. Die meisten Publikationen gehören in den Bereich des Sachbuches, der Biographie und der Erlebniswelt der Betroffenen. Belletristische Literatur fehlt weitgehend, wenn man einmal von den historischen Erzählungen von Peter P. Klassen absieht. Doch mit dem Roman "Elisabeth" hat Peter P. Klassen wieder einmal Pionierarbeit geleistet. Er, der in mehreren Büchern die Situation der Mennoniten in Paraguay unter verschiedenen Fragestellungen analysiert, diskutiert und teilweise auch kritisiert hat, wendet sich nunmehr neben der äußeren Welt vor allem dem inneren Seelenleben eines Menschen zu. Dichter haben oft tiefere Einsichten in das Denken und Trachten eines Menschen als Soziologen und Psychologen. Sie haben die Fähigkeit, sich in die Innenwelt der Romanfiguren hineinzusetzen, ihre Motive und Handlungen zu verstehen und sie damit auch dem Leser verständlich zu machen. Durch die Darstellung der Figuren bieten sie dem Leser die Möglichkeit der Identifikation und Distanzierung und tragen dadurch zu einer erweiterten Weltansicht und zu einem differenzierten Menschenbild bei.

Worum geht es in dem Roman "Elisabeth"? Ein mennonitisches Mädchen im paraguayischen Chaco hat ihrer viel jüngeren Freundin ein Tagebuch hinterlassen, in dem sie ihr zweites Gesicht zeigt, das die Umwelt bisher nicht wahrgenommen hat. Damit steht sie stellvertretend für viele junge und ältere Menschen, die in einer repressiven Gesellschaft leben, die es nicht gestattet, dass Menschen ungeschützt ihr Denken und Reden offenbaren. Doch nun, angesichts des Todes hat sie das Bedürfnis, sich einem Menschen ihres Vertrauens zu offenbaren.

Durch die teilweise Veröffentlichung dieses Tagebuches können wir an das bewegte Innenleben dieses jungen Menschen, den ihr Freund, den sie nicht heiraten darf, "Königin der Nacht" genannt hat, teilnehmen.

Das Umfeld dieser lebenshungrigen Person sind die spannenden Jahre 1932 bis 1947. Das Leben beginnt geschützt und behütet im Chaco. Es bietet aber wenig Raum für die Entfaltung der eigenen Lebensgeister, führt dann über das Deutsche Konsulat in Asunción an die Deutsche Botschaft in Buenos Aires. Hier lernt sie eine ganz andere Denk- und Handlungsweise der sie umgebenden Personen kennen, wodurch sich auch ihr Leben ändert. Dabei gerät sie als friedliebende Mennonitin in die Kriegsmaschinerie, die ihr Leben völlig umkrepelt. Pflichtbewusst und engagiert bringt sie sich überall ein, nimmt am gesellschaftlichen Leben der anderen teil und durchbricht dabei die Normen und Sitten ihrer Herkunftsgesellschaft. Überall trifft sie aber auch auf verständnisvolle Menschen, die ihr das Einleben und Überleben in einer ihr bis dahin fremden Gesellschaft erleichtern. Ein solches Leben verläuft natürlich nicht konfliktfrei.

Nachdem Deutschland den Krieg verloren hat, muss Elisabeth die Weichen für ihr weiteres Leben erneut neu ausrichten. Sie entscheidet sich weder für das zerstörte Deutschland noch für das aufstrebende Argentinien, sondern geht zurück in ihre alte Heimat im paraguayischen Chaco. Dort trifft sie zwar die altbekannte Gesellschaft wieder, sieht aber auch manche Veränderungen, die durch die Flüchtlinge aus der Sowjetunion beschleunigt worden sind. Sie stellt sich der Gemeinde, legt ein Bekenntnis ab, und die Gemeinde vergibt ihr. Versöhnt mit Familie und Gemeinde stirbt sie dennoch vorzeitig.

Und die Tagebuchleserin stellt am Schluss ihrer Lektüre auf die Frage, was bleibt, fest: "Die Länge und Breite eines Lebens ist nicht das Entscheidende, sondern die Tiefe."

Jakob Warkentin

Andreas F. Sawatzky: *50 Jahre Fortbildung der Kolonie Menno*. PPR S.R.L Industria Gráfica. Asunción, April 2009.

Ein Buch über die Anfänge und Entwicklung der Fortbildung in Menno, d. h. über die traditionelle Dorfschule hinaus, war schon längst fällig. Um dem Auftrag nach 5. Mose 8 nachzukommen: *Wenn dich deine Nachkommen fragen*



werden..., aber auch, um ein spannendes und sehr bewegtes Kapitel der Geschichte Mennos systematisch festzuhalten und in Buchform herauszugeben, hat das Geschichtskomitee Lehrer Andreas F. Sawatzky beauftragt, ein Buch über die ersten 50 Jahre der Fortbildung zu schreiben.

Er ist fast diese ganze Zeit dabei gewesen, hat die Anfänge und den Wandel miterlebt und mitgestaltet, zuerst als Schüler, dann als Lehrer und Schulleiter. Sawatzky hat diese teils dramatische Geschichte möglichst übersichtlich in 47 Kapiteln beschrieben und dargestellt, damit der Leser sich ein Bild von dem Werdegang derselben machen kann.

So wie er in seiner Lehrtätigkeit gründlich arbeitete, hat er auch hier intensiv geforscht, viele Protokolle und weitere Schriften gelesen und ausgewertet sowie Zeitzeugen zu Wort kommen lassen. Dadurch wird die Knabenschule in Ebenfeld, die Fortbildungsschule in Loma Plata und ihre Entwicklung zum gegenwärtigen Colegio und seinen Zweigstellen vor Augen geführt.

Beim Lesen des Buches wird einem immer mehr bewusst, wie vielseitig und tiefgreifend der Einfluss der Fortbildungsschule bzw. des Colegio gewesen ist. Ob es jetzt um die Qualifizierung der Dorfschullehrer ging, um die Ausbildung von Fachkräften für Kolonie und Kooperative, immer ging der Einfluss über das Colegio Loma Plata weit hinaus. Aber auch im kulturellen Bereich ist der Einfluss sehr stark gewesen, denn durch das Colegio sind Film, Theater, Chor und anderes eingeführt bzw. sehr stark gefördert worden.

Ein Zitat aus dem Vorwort des Buches: *Dass die Schule einen wesentlichen Beitrag zum Wandel und Fortschritt einer Gesellschaft beiträgt, lässt sich heute am Beispiel von Menno ganz klar erkennen. Denn durch die Fortbildungsschule, die durch vorwärtsstrebende Bürger und Bürgerinnen aus Menno ins Leben gerufen wurde, und auch durch sie weitergeführt und entwickelt wurde, wurden viele Erneuerungen in Gemeinde, Gesellschaft und Kolonie überhaupt erst einmal möglich gemacht. Dass Reibungen und Konflikte dabei nicht ausblieben, ist im Rückblick fast als eine Selbstverständlichkeit zu sehen, denn viele sehr unterschiedliche Charaktere haben die Schule gestaltet, geschoben, behobelt und keine Mühe gescheut, sie zu einem erfolgreichen und kolonieweiten Unternehmen zu entwickeln.*

Beim Lesen des Buches wird der Leser immer wieder merken, dass viele Engpässe den Kulturwandel und den Blickwinkel der Bewohner Mennos charakterisieren, und dabei wohl auf den Gedanken kommen: Die Schule konnte fast

nicht reifen, aber die Gesellschaft konnte durch die sich stets entwickelnde Schule reifen.

Wenn wir heute einmal nachforschen würden, wo die Hunderte von Absolventen des Colegio Loma Plata leben, welche Rolle sie spielen und welchen Einfluss sie ausüben, dann würden wir sicher noch genauer feststellen können, welche weitreichenden Spuren diese Schule in der Kolonie und weit darüber hinaus in vielen Teilen der Welt hinterlässt.

Das Buch hat 275 Seiten und enthält zahlreiche Fotos, die die Entwicklung der Schule genauso wie die Texte vielseitig dokumentieren.

Uwe S. Friesen

Dr. Hans Theodor Regier: *La educación en las colonias menonitas (1927 – 1980)*. Editorial El Lector. Asunción, Juli 2009.

“Es wurde, wo immer wir waren, zuerst an die Schulen gedacht.” So hat es der Pionier Johann N. Bergen einmal definiert, als er gefragt wurde, welchen Wert die Schulen für die Mennoniten hätten. Und auch seit die Mennoniten in Paraguay ansässig geworden sind, haben sie Schulen gebaut und unterrichtet, um ihren Kindern eine Grundausbildung für ihr Leben zu ermöglichen. Aus den einfachen und an Mitteln sehr begrenzten Schulen haben sich durch große Hingabe, unter vielen Entbehrungen und der unermüdlichen Anstrengung vieler Leute Schulen entwickelt, die heute im ganzen Land Anerkennung finden.

Hans Theodor Regier hat nun in seiner Dissertation die Schule der Mennoniten in Paraguay beschrieben. Er bezieht sich da auf die Kolonien Menno, Fernheim und Neuland im Chaco und auf Friesland und Volendam in Ostparaguay.

Das Ziel ist es, die Rolle der Schule und des Glaubens als Grundlage der Kolonisation hervorzuheben und den Entwicklungsprozess der Schulen von 1927 bis 1980 zu analysieren.

Um zu diesem Ziel zu gelangen, wirft Regier einen Blick in die Geschichte der Mennoniten in Russland, wo sich das Schulsystem entwickelte, und auf dessen Fortführung bei den Mennoniten in Paraguay.

Weiter werden die Epochen der Schulerziehung hervorgehoben und die Einflüs-

se von außen genannt, die die Schulentwicklung geprägt haben. Die Grundlage wurde in Russland gelegt und mit nach Amerika – Paraguay – gebracht. Beeinflusst wurde die Schule sehr stark durch die Gemeinden, die bei der Erstellung des Bildungsplans und auch in der Verwaltung der Schulen mitgewirkt haben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wechselte der Einfluss auf die mennonitischen Schulen in Paraguay, wobei nordamerikanische Mennoniten durch das MCC eine immer wichtigere Rolle im Bildungswesen spielten.

Aber es war auch in dieser Zeit, in der die Schulen innerlich und äußerlich zu wachsen anfangen. Zuerst gingen die Kolonien eigene Wege, aber nach 1960 hat man sich immer mehr gemeinsam auf die Suche nach Wegen zur Verbesserung der Schulbildung gemacht. Vor allem bei der Anerkennung der Schulen durch das Ministerium in Asunción und bei der Eingliederung in den nationalen Bildungsplan ist man gemeinsam vorgegangen.

Theo Regier kommt zu dem Schluss, dass die Schulen der Mennonitenkolonien verschiedene Etappen des Einflusses durchlaufen haben: Einmal von Deutschland her, dem Land, dem man sich vor allem durch die Muttersprache verbunden fühlte, und auch, weil man von dort Hilfe zur Auswanderung aus Russland erhalten hatte. Dann der Einfluss des MCC und der Mennoniten in Nordamerika, und schließlich die Regulierungen des Erziehungsministeriums in Paraguay.

Und das Schulwesen, so Regier, hat entscheidend zur Entwicklung und zur Stabilisierung der Mennoniten in Paraguay beigetragen.

Das Buch ist auf Spanisch verfasst, liest sich leicht und gibt Erziehern einen Grundeinblick in die Schulentwicklung der Mennoniten Paraguays.

Uwe S. Friesen

Hrsg. Sanatorium Eirene: *Sanatorium Eirene (1959 – 2009) - 50 Jahre ... Gemeinsam auf dem Weg.*, Filadelfia 2009. 101 SS.

Vom Sanatorium Eirene ist eine Schrift zum 50. Jubiläum der Institution, die 1959 gegründet wurde, herausgegeben worden.

Herr Horst Dieter Janz schreibt im Vorwort, dass dadurch "einige Einschnitte und Tendenzen aus ihrer fünfzigjährigen Geschichte sowie auch aus dem Leben von Menschen, die in dieser Zeit durch diese Institution gegangen sind", aufge-

zeigt werden.

Einen wichtigen Beitrag zur Entstehung des Sanatoriums Eirene leistete das MCC, das in Zusammenarbeit mit vielen Kräften aus den Mennonitenkolonien im Chaco den Grundstein für den Aufbau der Institution legte und die Betreuung der Patienten übernahm.

Im Buch "50 Jahre ... Gemeinsam auf dem Weg" teilen sich Mitarbeiter mit, aber auch ehemalige Patienten berichten, wie sie psychiatrische, therapeutische oder geistliche Hilfe im "Hoffnungsheim", wie Sanatorium Eirene lange Zeit genannt wurde, erhalten haben.

Das Buch ist in sechs Kapitel eingeteilt, die folgende Themen umfassen:

I. Historischer Überblick: Es wird ein Blick auf die Arbeit der Mennoniten in Russland mit psychisch Kranken geworfen.

II. Lebensberichte von Mitarbeiterinnen: Ehemalige Angestellte im Sanatorium Eirene berichten von ihrer Arbeit mit und an psychisch Kranken.

III. Bewusstseinsbildung in Gesellschaft und Gemeinde: Durch Schulung von Mitarbeitern in Kursen, Vorträgen und durch Begleitung der Sozialarbeit in den Mennonitenkolonien hat man sich immer dafür eingesetzt, dass psychisch Kranke als "normale Menschen" angesehen und in der Gesellschaft akzeptiert werden.

IV. Einrichtungen der Institution: Es werden die verschiedenen Bauten, die zur Betreuung der Patienten notwendig sind, vorgestellt und beschrieben.

V. Allgemeine Wahrheiten über psychische Krankheiten und deren Folgen: Durch diese Ausführungen soll der Leser einen Einblick in verschiedene Krankheitsbilder bekommen. Man will das Bewusstsein schaffen: "Gott liebt den psychisch Kranken genauso wie dich und mich!"

VI. Wirtschaftliche Expansion und psycho-soziale Herausforderungen der Gegenwart: Ständig wechselnde gesellschaftliche und wirtschaftliche Herausforderungen und Möglichkeiten werfen viele Fragen auf und stellen Menschen vor neue Herausforderungen. Die Frage dieses Kapitels: "Wie können wir Ehe und Familie bewahren und fördern, damit uns dieses wahre Gut nicht verloren geht?"

Das Buch schließt mit einer Zeittafel, die einen Überblick über die Entwicklung des Sanatoriums Eirene gibt.

Uwe S. Friesen

Sieghard und Sylvia Schartner: *Bolivien - Zufluchtsort der konservativen Mennoniten*, Santa Cruz, 2009, 346 SS.

Das Buch über die Mennoniten in Bolivien, das 2009 herausgegeben wurde, wurde erstmals auf der Mennonitischen Weltkonferenz in Asunción angeboten.

Seit Februar 1999 sind Schartners schon in Bolivien tätig. Sie wurden vom MCC angestellt und arbeiteten die ersten vier Jahre im Centro Menno in Santa Cruz und anschließend sechs Jahre in der Siedlung Buena Vista.

Auffallend an diesem Werk ist, dass es kein Quellenverzeichnis aufzuweisen hat. Es werden nur unter den Artikeln Quellen angegeben, und diese sind in den allermeisten Fällen die Autoren dieses Buches oder Personen aus den Kolonien, die Informationen weitergegeben haben. Wie sollte es in diesem Falle auch anders sein? Denn es gibt kaum aktuelle Quellen über die Mennoniten in Bolivien.

Zum Inhalt des Buches:

In Kapitel I wird die Geschichte Boliviens dargestellt sowie die Bevölkerung und ein Landschaftsbild des Landes.

Kapitel II bezieht sich auf die Herkunft der Mennoniten, auf ihr Glaubensfundament und auf die weltweite Ausbreitung der Mennoniten.

Die anderen fünf Kapitel basieren auf den Erfahrungen von Schartners in Bolivien sowie auf verschiedenen persönlichen Informationen verschiedener Personen, meistens Älteste aus den Kolonien.

Das Kapitel III befasst sich mit den 67 Mennonitenkolonien, die es in Bolivien gibt oder gegeben hat. Einige bestehen heute nicht mehr. Die erste Kolonie, die gegründet wurde, bestand aus Siedlern aus der Kolonie Fernheim in Paraguay. Diese Kolonie nannten sie Tres Palmas. Sie wurde im Jahre 1954 gegründet. Auf Seite 125 ist ein Foto von den Bürgern, die diese Kolonie gründeten. Auch ist auf derselben Seite ein Foto von dem ersten mennonitischen Chor in Bolivien. Der Dirigent war Gerhard Schartner, der Vater von Sieghard Schartner.

Auf den Seiten 48 - 49 sind die statistischen Daten der 67 Kolonien bis 2007 und auf den Seiten 50 - 51 die Kolonien und Tochterkolonien mit Gründungsjahr angegeben.

Von jeder Kolonie wird kurz über die Schule, die Gemeinde sowie über Wirt-

schaft, Krankenpflege und Wasserversorgung informiert.

Kapitel IV informiert ausführlich über das Privilegium der Mennoniten in Bolivien.

Kapitel V beschreibt die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der deutschstämmigen Mennoniten in Bolivien. Hier geht es um Folgendes: 1. um konservative Gemeindegruppen; 2. um evangelikale Gemeindegemeinschaften; 3. um die Frage: Und alle sind Mennoniten? 4. geht es um den Einfluss nichtmennonitischer Denominationen.

In Kapitel VI wird das Alltagsleben in den Mennonitenkolonien von Seite 213 bis 300 in sehr interessanter Weise beschrieben. Themen in diesem Kapitel sind: 1. Gewolltes Landleben; 2. Familienleben; 3. Arbeitswelt; 4. Das soziale Leben; 5. Schulleben; 6. Das Jugendleben; 7. Gemeinde- und Gemeinschaftsleben; 8. Altersversorgung; 9. Kultur- und Traditionsübermittlung; 10. Stärken und Schwächen im Zusammenhalt der Koloniegemeinschaften.

Das VII. und letzte Kapitel befasst sich mit Geschichten aus Bolivien. Hier berichten Mennoniten aus den Anfangsjahren in Bolivien und auch aus späteren Jahren. Eine etwas lustige Geschichte (ein Erlebnis) ist auf den Seiten 340 - 342, in der Sylvia D. Schartner über Eselmilch und alte Gleise schreibt. Am Wegrand wird eine Eselin gemolken, um die Milch als Medizin zu verkaufen.

Wer sich über die Mennoniten in Bolivien informieren möchte, wird wohl nirgends eine bessere Informationsquelle finden als in diesem Buch. Herr und Frau Schartner haben es verstanden, die Stärken, aber auch die Schwächen der konservativen Mennoniten darzustellen, ohne zu urteilen, viel weniger zu verurteilen.

Im Vorwort schreiben sie so: "Es war unser Bemühen, dieses Schreiben von Inhalten und auch von der Sprache her so zu gestalten, dass unsere deutschstämmigen Mennoniten es gerne lesen und auch Außenstehende einen Einblick in die mennonitische Welt in Bolivien bekommen. Darum wünschen wir, dass es nicht nur als ein Buch über die deutschstämmigen Mennoniten in Bolivien gesehen wird, sondern es soll in erster Linie für sie gedacht sein."

Weiter schreiben sie: "Wenn nun die Leser dieses Buch in die Hand bekommen, die nicht zu dieser Gruppe von Mennoniten gehören, so ist es unser Wunsch, dass es nicht nur als Information dient, sondern dass ein echtes Interesse an dem Ergehen dieser deutschstämmigen Kolonien geweckt wird und positive, hilferei-

che Beziehungen gefördert werden.”

Das wäre auch mein Wunsch!

Cornelius K. Harder, Paratodo

Wilmar Stahl: *Culturas en Interacción*, El Lector, Asunción 2007, 499 S.

Zwei Jahre sind zwar schon verflissen, seit dieses Buch erschien, trotzdem scheint es berechtigt, es noch hier vorzustellen. Da es den Charakter eines Handbuches oder Kompendiums hat, legt man es nach einer Lektüre auch nicht sofort zu den Akten.

Der Chaco scheint seit mehr als hundert Jahren prädestiniert zu sein, der Begegnungsort für ganz unterschiedliche Kulturen zu werden. Und weil er bis in jüngster Vergangenheit noch relativ isoliert war vom Rest des Landes sowie von der Außenwelt, hatte man Zeit, um Modelle des Zusammenlebens mit einem Minimum an Intervention von außen zu erproben. Was sich dabei ergeben hat, führt mehr und mehr Studierende der Sozialwissenschaften in den Chaco, um Forschungsarbeiten zu schreiben.

Unter der gegenwärtigen Regierung erleben wir stärker als bisher, dass die Rechtsfrage der kulturellen Minderheiten und damit auch die Qualität des Miteinanders zum politischen Programm gemacht wird. Wenn auch solche politischen Anliegen recht notwendig und begrüßenswert erscheinen, sind die daraus folgenden Interventionen nicht immer so konstruktiv. Und diese Einsicht führt dann bald zu der Schlussfolgerung, dass der gute Wille in der transkulturellen Begegnung meist nicht ausreicht, um gerechte, menschenwürdige Lebensbedingungen für alle zu schaffen. Selbst Leuten vom Fach fällt es nicht leicht, gemeinsame Perspektiven zu erarbeiten, um das komplizierte Gefüge des Miteinanders verschiedener Kulturen sachlich zu beschreiben.

Wilmar Stahl hat nach jahrzehntelanger Praxis in der Entwicklungsanthropologie eine Gesamtevaluierung vorgenommen. Man sieht in diesem Werk die Spuren seiner Seminare, die über viele Jahre hinweg für Mitarbeiter im Rahmen der ASCIM gegeben wurden. Oft hat er bei diesen Gelegenheiten geduldig die Details dessen herausgearbeitet, was bei der Begegnung von Kulturen beachtet sein will. Personen, die allzu sehr von der Überlegenheit ihrer eigenen Kultur aus-

gingen, mussten sich dabei oft Tipps einstecken, die ihre Sichtweise auch einmal grundsätzlich in Frage stellten.

Eine solche Darstellung der verschiedenen Gruppen der Chacoindianer sowie ihrer Begegnung mit der westlichen Kultur und den verschiedenen Konfessionen des Christentums scheint mir ein sehr willkommenes Unternehmen zu sein. Einige Jahrzehnte manchmal stürmischer Diskussion um Mission und Entwicklung sowie der gegenwärtig beschleunigte Prozess der Integration machen solch einen Rück- und Ausblick notwendig und vielleicht auch erst möglich. Im Rückblick lassen sich manche Konturen des Geschehens besser ausmachen. Perspektive und Stil der Sprache sind sachlich, fair und unpolemisch. Kritische Einsichten und Schlussfolgerungen werden weitgehend dem Leser überlassen. Das gilt für die Gesamtperspektive wie auch für die Darstellung der einzelnen Missionen.

Der Rahmen des Buches ist breit gesteckt. Beginnend mit den ersten Missionsversuchen katholischer und anglikanischer Missionare im späten 19. Jahrhundert, analysiert Stahl, wie der Chaco zu einem Raum der Begegnung wurde. Er fragt weiter, wie wir heute aus christlicher, menschenrechtlicher und anthropologischer Sicht möglichst sachlich über diese Geschichte urteilen bzw. sie weiter gestalten können.

Das Buch erschien auf Spanisch, weil es sich von vornherein nicht an eine nur deutsch-mennonitische Leserschaft richten wollte. Nationale Ministerien, welche sich um die Minderheiten des Landes kümmern, NGOs, Missions- und Hilfswerke der Gemeinden dürften allesamt von der eingehenden Lektüre dieses Werkes profitieren.

Gundolf Niebuhr